

Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen
Historische Perspektiven

Editorial

Der Newsletter gibt Einblick in zwei unterschiedlich akzentuierte Forschungsprojekte zur Frühen Neuzeit. Der Beitrag von Marcus Sandl, der im Kontext einer grösseren Studie zur Medialität der Reformation (MW 18) steht, interpretiert die Ereignisse in Magdeburg 1550 als Moment, in dem die reformatorische Zeitlichkeit eine historische Wendung erfuhr. Jörg Dünnes Überlegungen zu Reise- und Schreibakten – vorgetragen im Rahmen des Doktoratsprogramms ›Medialität in der Vormoderne‹ – befassen sich hingegen mit dem Potential von Raumskripten als narratives Medium des Vollzugs, der Dokumentation und der Verknüpfung von Reisehandlungen.

Inhaltsverzeichnis

Apokalypse 1550. Medialität und Historizität im Zeitalter der Reformation / Marcus Sandl	3
Welt-Literatur. Die Umrundung der Erde und Schreibakte seit der Frühen Neuzeit / Jörg Dünne	14
Tagungsberichte	25
Rezensionen	28
Neuerscheinungen 2011/2012	31
Veranstaltungen	32

Herausgeber

Nationaler Forschungsschwerpunkt ›Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven‹
Universität Zürich, Rämistrasse 42, 8001 Zürich
Telefon: +41 44 634 51 19, E-Mail: sekretariat@mediality.ch, Internet: www.mediality.ch

Redaktion

Alexandra Bündler (alexandra.buender@mediality.ch)

Abonnemente

Der Newsletter kann abonniert werden unter mw@mediality.ch.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln nur mit Genehmigung der Redaktion.



Universität
Zürich^{UZH}



Apokalypse 1550

Medialität und Historizität im Zeitalter der Reformation

I. Magdeburg 1550

33 Jahre nach Luthers Thesenanschlag, 29 Jahre nach seiner Widerrufswigerung vor dem Wormser Reichstag und 20 Jahre nach dem Augsburger Bekenntnis stand die Reformation vor ihrem Ende. Wir befinden uns im Jahr 1550, dem Jahr, in dem die antireformatorischen Kräfte triumphierten. Gnadenlos hatten sie wenige Jahre zuvor die Schwäche der Protestanten ausgenutzt, die durch den Tod des Wittenberger Reformators 1546 ihre charismatische Führerfigur verloren hatten. Im Verbund mit dem Papst und den verbliebenen katholischen Fürsten hatte Kaiser Karl V. zum militärischen Schlag ausgeholt, um nach einem ebenso kurzen wie für die protestantische Partei vernichtenden Krieg ein neues Regime zu errichten. Seit 1548 galt das sogenannte ›Interim‹, ein Religionsgesetz, das bis zur endgültigen Beilegung der Religionsstreitigkeiten der protestantischen Religionsausübung nicht nur enge Grenzen setzte, sondern auf die Wiedereinführung zahlreicher, durch die Reformation abgeschaffter Riten insistierte.¹ In den ehemals protestantischen Ländern wurde infolgedessen nun wieder nach dem alten Kultus Gottesdienst gefeiert, die menschlichen Traditionen, die nach Luthers Überzeugung so lange das Wort Gottes verdunkelt hatten, erlebten eine Wiedergeburt und die Schriften Luthers und anderer Reformatoren durften nicht mehr gedruckt werden. Zahllose Pfarrer und Geistliche hatten das Heilige Römische Reich deutscher Nation schon verlassen oder waren dabei, ins Exil zu gehen. Andere hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden und schwiegen. Auch unter der Mehrheit der führenden protestantischen Universitätstheologen herrschte Resignation. Angesichts der Aussichtslosigkeit



Abb. 1: Matthias Flacius Illyricus. Einblattdruck mit Holzschnitt von Tobias Stimmer. Straßburg 1577.

der Lage beschlossen die meisten, darunter auch Luthers alter Weggefährte Melanchthon, sich in das Unvermeidliche zu fügen, ja sogar das Interim theologisch mitzutragen. Selbst die reformatorische Stadt schlechthin – Wittenberg – war so zu einem Ort protestantischer ›Renegaten‹ geworden, die den wieder eingeführten Kultus und die überkommenen Riten zu *Adiaphora*, also zu ›Mitteldingen‹ erklärten, die auf das jenseitige Heil keinen Einfluss besäßen. So versuchte man, zumindest das Seelenheil der Rechtgläubigen zu retten. Die Reformation jedoch schien verloren.

Eine kleine, aber radikale Minderheit protestantischer Theologen allerdings folgte dem Wittenberger Kompromisskurs nicht. Sie vertrat die Überzeugung, dass jede noch so geringe Konzession gegenüber dem römischen Feind nichts an-

¹ Vgl. Luise Schorn-Schütte (Hg.): Das Interim 1548/50. Herrschaftskrise und Glaubenskonflikt. Gütersloh 2005.



Abb. 2: Warhafte Contrafeet der weitberühmten alten Stadt Magdeburg, welche [...] im M.D.LI. Jahr vom Römischen Reich belagert, zu Wasser und Land, wie solches hie mit allen Feldlagern und Blochhäusern für Augen zu sehen. Magdeburg 1552. Radierung.

deres bedeutete, als sich auf die Seite des Teufels selbst zu stellen. Durch Kompromisse ließen sich demnach die Seelen nicht retten; im Gegenteil, sie waren ihr Verderben. Unter diesen Vorzeichen versammelte man sich in der Stadt Magdeburg, um hier unter der Führung des ehemaligen Wittenberger Hebräischlektors Matthias Flacius Illyricus (Abb. 1) eine letzte Bastion der Reformation zu errichten.

Wir befinden uns im Jahr 1550 und die Reformation ist am Ende. Daran änderten auch die Magdeburger nichts, ja sie wollten daran auch nichts ändern. Das Ende der Reformation jedoch konnte, so ihre Überzeugung, kein Triviales sein; es war gleichbedeutend mit dem Ende an sich, mit dem letzten, biblisch vorhergesagten Kampf der Rechtgläubigen gegen den päpstlichen Antichristen. Aus der Sicht der Magdeburger war 1550 mithin das Jahr, in dem nicht nur die Reformation, sondern alles zu Ende war und die Welt selbst zu Grunde ging, damit am Jüngsten Tag die

Rechtgläubigen wiederauferstehen konnten.² Im Spätsommer 1550 begann der erwartete apokalyptische ›Showdown‹: Eine Übermacht feindlicher Truppen zog sich vor der Stadt zusammen, fest entschlossen, die reformatorische Lehre endgültig zu vernichten und das interimistische Regime ausnahmslos durchzusetzen (Abb. 2). Während die Landsknechte vor den Toren der Stadt Stellung bezogen, wurde hinter den Mauern die Apokalypse herbeigesungen: »Der Jüngste Tag ist nun nicht ferr[n]«, so hieß es in einem Magdeburger Kirchenlied, »Kum JHESu CHRiste, lieber HERR! / Kein Tag vergeht, wir warten dein /

2 Vgl. dazu allgemein Volker Leppin: Antichrist und Jüngster Tag. Das Profil apokalyptischer Flugschriftenpublizistik im deutschen Luthertum 1548–1618. Gütersloh 1999; Thomas Kaufmann: Das Ende der Reformation. Magdeburgs ›Herrgotts Kanzlei‹ (1548–1551/2). Tübingen 2003 sowie Anja Moritz: Interim und Apokalypse. Die religiösen Vereinheitlichungsversuche Karls V. im Spiegel der magdeburgischen Publizistik 1548–1551/52. Tübingen 2009.

und wollten gern bald bey dir sein«. ³ Magdeburg sollte ein Fanal werden, und zwar aus Sicht beider Parteien. Die kaiserlichen Truppen wollten ihre im Schmalkaldischen Krieg wiedererlangte Souveränität demonstrieren, die Magdeburger dagegen wollten die Souveränität des Gotteswortes, der die gesamte Reformation verpflichtet gewesen war, wiederherstellen – noch einmal und endgültig. Der Weg, diese Souveränität wiederherzustellen, war kein anderer als der Weg der Reformation selbst. Noch einmal ereignete sich deshalb in Magdeburg die Reformation, noch einmal erstrahlte die Reformation in ihrer ganzen Souveränität, damit sich das Wort Gottes erfüllen konnte.

Magdeburg ist, betrachtet man das Zeitalter der Reformation unter der Perspektive von Medialität und Historizität, in zweierlei Hinsicht besonders interessant. Erstens steht es exemplarisch für eine spezifische Zeitlichkeit der Reformation, die gekennzeichnet ist durch die Dimensionen von Ende und Wiederholung. Diese Dimensionen entfaltete die Reformation, wie im Folgenden zunächst ausführlicher gezeigt werden soll (II.), von Beginn an unter der Prämisse des Schriftprimats, der im Druckmedium seine materialen Voraussetzungen fand. Magdeburg ist jedoch nicht nur ein Exempel für die reformatorische Zeit der Schriftlichkeit, sondern es ist auch ein Ereignis, das sich durch diese Zeitlichkeit als ein historisches ausbildet und abschließt. Mit Magdeburg und e r s t mit Magdeburg bekam die reformatorische Zeitlichkeit eine historische Wendung. Das heißt nicht, dass die Reformation vorher ein virtuelles Ereignis war. Vielmehr geht es darum, dass durch Magdeburg die Reformation als historisches Ereignis zeitgenössisch reflexiv wurde, und zwar dadurch, dass sie wiederholt wurde. Auch hierbei spielte der Druck eine zentrale Rolle. Ende und Wiederholung, vormals die Zeit des reformatorischen Schriftverständnisses, wurden zur historisch-manifesten Zeitlichkeit des Ereignisses der Reformation selbst. Dies soll, nach einer kurzen Zwischenüberlegung (III.), im zweiten Hauptteil ausführlicher dargestellt werden (IV.).



Abb. 3: *Passional Christi und Antichristi*. Wittenberg 1521. Holzschnitt (Ausschnitt).

II. Die Zeitlichkeit des reformatorischen Schriftprinzips

Schon die Erfahrungswirklichkeit der ersten Reformatorengeneration war eschatologisch überformt. Die Welt, in die sich die ersten Reformatoren gestellt sahen und welcher sie emphatisch das Schriftprinzip entgegenstellten, stand von Beginn an kurz vor ihrem Untergang. Auf die Wiederkunft Christi gerichtete Endzeit-Berechnungen fanden unter den Reformatoren ebenso reges Interesse wie der in der Danielprophezeiung begründete Chiliasmus oder die astrologisch-endzeitliche Semiotik der Himmelskörper. Das gesamte mittelalterliche Arsenal der Naherwartung wurde im 16. Jahrhundert in reformatorischen Kreisen aufgegriffen, und alles deutete, wie Luther selbst immer wieder betonte, darauf hin, »das der Jüngste tag für der Thür sein mus«: »Denn die Zeichen, so [] verkündigt, sind nu fast alle geschehen. Und die Bewme schlagen aus, die Schrift grünet vnd blüt. Obgleich wir den Tag nicht genau wissen können, ist nicht von Bedeutung. Es ist gewisslich alles am Ende.« ⁴ Die reformatorische

3 Von dem Jüngsten Tag, in: Karl Edzard Philipp Wackernagel (Hg.): *Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu den Anfängen des XVII. Jahrhunderts*. Bd. 3. Leipzig 1870, Nr. 1032, S. 879–880, hier S. 879.

4 Martin Luther: *Vorrede zur Danielprophezeiung* (1541). WA DB (Deutsche Bibel) 11 II, S. 2–131, hier S. 124, 15–20.

Endzeiterwartung stellte indes nicht einfach eine Verlängerung oder einen Kulminationspunkt der mittelalterlichen apokalyptischen Überlieferung dar. Sie nahm sie auf und transformierte sie, indem sie ihr Bezugssystem neu definierte und ein Ereignis in den Mittelpunkt stellte, das allen anderen Dingen ihre Bedeutung, ihren ›endgültigen‹ Sinn gab: Dieses Ereignis war die Reformation selbst.⁵ Der Wiederherstellung der Heiligen Schrift, ihrem ›Grünen‹ und ›Blühen‹ verpflichtet, verwandelte die Reformation alle Facetten der Naherwartung – die apokalyptischen Endzeitberechnungen ebenso wie die astrologischen Prophezeiungen und Visionen – in manifeste Aspekte eines biblisch Imaginären. In ihr erfüllte sich demnach der biblisch vorhergesagte Kampf der Rechtgläubigen gegen den Antichristen kurz vor dem Jüngsten Gericht. Sie besaß also eine heilsgeschichtliche Signatur: »Um des Euangelii Willen, so itzt wieder an das Licht bracht ist und geprediget wird, hat Gott zu dieser letzten Zeit Alles vor dem jüngsten Tage wollen wieder in seinen rechten Stand, darinnen es erstlich ist gewesen und dazu es geschaffen ist, bringen und restituieren wollen [...]«. ⁶ Die biblisch prophezeite Entlarvung des Antichristen, prominent und wirkungsvoll im 1521 erschienenen, insgesamt 12 Bildpaare enthaltenden *Passional Christi und Antichristi* nachvollzogen (Abb. 3), gehörte deshalb nicht nur zum propagandistischen Repertoire im Kampf gegen die Altgläubigen, sondern war eine die reformatorische Weltwahrnehmung bindende und insofern erfahrungskonstitutive Imagination. Luthers Kampf gegen den Papst verlieh den Reformatoren, allen voran Luther selbst, eine heilsgeschichtliche Identität. »Und hie sehen wir«, so Luther in der Vorrede zum Danielbuch, »das nach dieser zeit, so der Bapst offenbart,

nichts zu hoffen noch zu gewarten ist, denn der Welt ende und aufferstehung der Todten«. ⁷

Die reformatorische Adaption des Apokalyptisch-Imaginären hatte zur Folge, dass sich die Geschichte der Reformation nach Gesetzmäßigkeiten vollzog, die *per definitionem* außerhalb des Einflusses ihrer Protagonisten, jenseits ihrer Absichten und Intentionen lagen. Das betraf zunächst das eigentliche theologische Anliegen, die Rückkehr zur Heiligen Schrift, zum Evangelium als einziger und allumfassender Quelle des Glaubens. Das Schriftprinzip besagte nämlich nicht, dass der Korpus kanonisierter Schriften zugunsten der ursprünglichen einen Schrift einfach abgeschafft werden sollte, um diese zum Gegenstand einer neuen menschlichen Interpretation zu machen. Es intendierte vielmehr, alle Schriften, alle Interpretationen abzuschaffen und durch ein Wort, nämlich das Wort Gottes zu ersetzen. *Verbum Dei manet in aeternum* – »Gottes wort bleibt ewig« (Jesaja 40,8) – lautete der reformatorische Grundsatz, dem Luther folgend die *Vulgata* ins Deutsche übertragen hatte (Abb. 4). Als dauerhaftes, ewiges Gotteswort indes zeichnete sich das Evangelium dadurch aus, dass es alle der Schriftlichkeit eigenen Verweisungsstrukturen dementierte, dass es eben nicht auf ein Gesagtes, Bedeutetes hinwies, sondern ein Sagen und Bedeuten war, das einen wirklichkeitsschaffenden, performativen Gehalt besaß. Luther sprach in diesem Zusammenhang deshalb vom Wort Gottes als einem wirksamen Wort (*verbum efficax*). ⁸

Die reformatorische Schriftauslegung folgte damit einem poetologischen Schriftverständnis. Seine Basis hatte dieses Schriftverständnis, schon zeitgenössisch reflektiert, im neuen Medium des Drucks. ⁹ Durch den Druck war das Gotteswort homogenisiert, ubiquitär verfügbar und dauerhaft geworden. Gerade deshalb ließ es sich, so die reformatorische Überzeugung, im Vollzug der Lektüre seiner Materialität entkleiden und mithilfe des Glaubens in »die reine spirituelle Gestalt

5 Vgl. dazu vor allem die ältere Forschungsliteratur, z.B. Will-Erich Peuckert: *Die große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther*. 2 Bde. Hamburg 1948 (Ndr. Darmstadt 1966); Martin Brecht: »Die Historie ist nichts anderes denn eine Anzeigung göttlicher Werke.« Martin Luther und das Ende der Geschichte, in: »Wach auf, wach auf, du deutsches Land!« Martin Luther. Angst und Zuversicht in der Zeitenwende. Wittenberg 2000, S. 10–24 und Hans-Jürgen Goertz: *Ende der Welt und Beginn der Neuzeit. Modernes Zeitverständnis im ›apokalyptischen Saeculum‹*: Thomas Müntzer und Martin Luther. Mühlhausen 2002.

6 Martin Luther: WA TR (Tischreden) 6, Nr. 6710 (o.J.), S. 138.

7 Martin Luther: Vorrede zur Danielprophezeiung (1541). WA DB 11/II, S. 113.

8 Vgl. hierzu Albrecht Beutel: *In dem Anfang war das Wort. Studien zu Luthers Sprachverständnis*. Tübingen 1991, S. 113 ff.

9 Entsprechend äußerte sich u.a. Luther zum Druck: »Chalcographia est summum et postremum donum, durch welche Gott die Sache treibet. Es ist die letzte flamme vor dem ausleschen der welt; sie ist Gott lob am ende.« WA TR 2, Nr. 2772 b. (1532), S. 650.



Abb. 4: *Biblia, das ist, die gantz Heilige Schrift Deusch. Wittenberg 1534. Titelblatt/Holzschnitt.*

eines wahren Gesprochenen« verwandeln.¹⁰ Das gedruckte Wort wurde so zum Medium einer Verheißung, die zu erkennen und zu ergreifen bedeutete, sich seiner Erlösung gewiss zu sein.¹¹

Entsprechend hob die reformatorische Schriftauslegung weniger auf die Aussagen als auf die Äußerungsformen ab, trennte die Sache und die Wörter also nicht, sondern betrachtete sie als Ereignisse auf der gleichen Ebene. Die Reformation insgesamt war insofern nichts anderes als eine Inszenierungsform des Gotteswortes, ein heilsgeschichtliches Ereignis, durch das das Gotteswort

seine performative Kraft und Wirksamkeit (*efficacitas*) sicherte.

Als das göttlich Ausgesprochene betrachtete sich Luther auch selbst in seiner Rolle als Reformator und forderte, dass jeder Christ sich im Glauben ebenfalls der performativen Kraft des Gotteswortes überantwortete, die das Apokalyptisch-Imaginäre notwendigerweise immer in sich einschloss: Nicht, wie spätere Kirchenhistoriker meinten, als spätmittelalterlicher Überhang einer grundsätzlich dem Aspekt der Erneuerung und Bereinigung verpflichteten evangelischen Theologie, sondern als das, was das Gotteswort als seine historische Wirklichkeit immer und unvermeidlich mitaktualisierte. So gesehen war die reformatorische Bibelauslegung immer auch eine Aussage zur Welt, also zum historischen beziehungsweise heilsgeschichtlichen Ort ihres Geltungsanspruchs. Und umgekehrt war jede reformatorische Aussage zur Welt eine Form ihrer heilsgeschichtlichen Konstitution. Er weissage nicht gern, so fasste Luther diese im reformatorischen Schriftprinzip begründete Geschlossenheit der Welt im Gotteswort zusammen: »Denn, was ich weissage, sonderlich das böse, kompt gemeinlich mehr denn mir lieb ist. [] Denn weil ich Gottes wort rede, so mus es geschehen.«¹²

Die reformatorische Wiederentdeckung der Heiligen Schrift veränderte somit die Welt: Sie beschleunigte deren Ende. Die Differenz zwischen Immanenz und Transzendenz war aufgehoben; der Wahrheitsanspruch der reformatorischen Schriftauslegung fiel mit der historischen Ereignishaftigkeit des Gotteswortes selbst zusammen. Durch dieses Zusammenfallen ließ sich die drohende Paradoxie einer nicht göttlich, sondern menschlich hergestellten Ubiquität des Gotteswortes aufheben. Die Vermeidung dieser Paradoxie wurde jedoch durch das Auftauchen einer anderen bezahlt. Die reformatorischen Aussagen besaßen eben keinen allgemeinen, normativen Geltungsanspruch mehr, wie sie für die scholastische Tradition kennzeichnend war. Reformatorische Bibelauslegung ließ sich nicht in eine zeitlose Form bringen. Die Geschlossenheit des heilsgeschichtlichen Horizonts korrespondierte mit einer strukturellen Offenheit und Unendlichkeit der exegetischen Wiedereinsetzung

10 Vgl. Manfred Schneider: Luther mit McLuhan. Zur Medientheorie und Semiotik heiliger Zeichen, in: Ders., Friedrich A. Kittler u. Samuel Weber (Hg.): Diskursanalysen 1: Medien. Opladen 1987, S. 13–25, hier S. 21.

11 Zum allgemeinen Problemzusammenhang von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, performativer und signifikativer Kraft des Wortes im Christentum vgl. Werner H. Kelber: Die Fleischwerdung des Wortes in der Körperlichkeit des Textes, in: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M. 1988, S. 31–42.

12 Martin Luther: Vorrede zu Johann Sutel. Das Evangelium von der grausamen, erschrecklichen Zerstörung Jerusalems (1539). WA 50, S. 666–667, hier S. 667, 14–17.



Abb. 5: Unterscheid zwischen der waren Religion Christi / und falschen Abgöttischen Lehr des Antichrists [...]. Magdeburg [um 1550]. Einblattdruck/Holzschnitt.

des Gotteswortes. Die reformatorische Lehre war also eine Wissensform, die sich nicht endgültig festschreiben ließ. Sie bekam ihren Sinn in den Bewegungen, Übergängen und Verschiebungen, die sie erzeugte, und nicht in den Ergebnissen, die sie formulierte. Diese Zeitlichkeit der bibel-exegetischen Erkenntnis machte Luther in seiner Bestimmung des Glaubens als *proficere, hoc est semper a novo incipere*¹³ deutlich: »[D]its leben [ist] nit ein frumkeit, sondern ein frumb werden [...], nit eyn wesßen, sunderen ein werden, nit ein ruge, sondern eyne ubunge.«¹⁴ Die in der Bibel begründete Erkenntnis bezog sich also nicht nur auf die apokalyptische Zeitenwende, sondern die Zeitenwende war umgekehrt auch die Form der Erkenntnis und der Frömmigkeit selbst – das, was mit dem religiösen Wissen und der religiösen Erfahrung geschah und epistemologisch nicht einzuhegen war.¹⁵

Darin manifestiert sich ein zweiter Aspekt des Zusammenhangs von Naherwartung und Schriftprinzip im Kontext der Reformation: Im Horizont der apokalyptischen Naherwartung wurde das Wort Gottes in der Exegese nicht einfach erkannt, sondern es wurde immer wieder neu hergestellt und eingesetzt. Da sich eine endgültige Wiederherstellung des Wortes Gottes allerdings im Prinzip nicht leisten ließ, entwickelte sich die reformatorische Exegese im Raum einer un abgeschlossenen Dialektik zwischen dem biblischen Text und dem Unendlichen seiner Wiederholung.

III. Die reformatorische Falte – Zwischenüberlegung

Damit zu einer kurzen Zwischenüberlegung: Die Reformation war von vornherein kein auf Kontinuität angelegtes Unterfangen. Im Gegenteil, in ihrer Verankerung im Schriftprinzip konterkarierte sie jede Form der Entwicklung und erteilte der Logik eines historischen Prozesses – von einem Ursprung zu einem Ziel – ebenso eine Absage wie der Struktur eines historischen oder transzendentalen Subjekts, das die Welt zum Ort seiner Absichten und Intentionen machte. Aus der Sicht der Zeitgenossen ließ sich die Allgegenwart des Gotteswortes, seine umfassende Wirkmächtigkeit und Wirklichkeit, nicht einschließen und zu einem Anfangsgrund, einem Prinzip oder einer

13 »Vorankommen, das heißt immer wieder von Neuem beginnen«. Martin Luther: Vorlesung über den Römerbrief (1515–1516). WA 56, S. 3–528, hier S. 486, 7.

14 Martin Luther: Grund und Ursach aller Artikel D. M. Luthers, so durch römische Bulle unrechtlich verdammt sind (1521). WA 7, S. 309–457, hier S. 337, 30–33.

15 Vgl. dazu Joseph Vogl: Apokalypse als Topos der Medienkritik, in: Jürgen Fohrmann, Arno Orzessek (Hg.): Zerstreute Öffentlichkeiten. Zur Programmierung des Gemeinns. München 2002, S. 133–141.



Abb. 6: Nikolaus von Amsdorf (Hg.): *Bekentnis Vnterricht vnd vermanung / der Pfarherrn vnd Prediger / der Christlichen Kirchen zu Magdeburgk*. Magdeburg 1550. Titelblatt.

Intention der Reformation machen. Man bewegte sich stets innerhalb des durch das Gotteswort abgesteckten Horizonts und vollzog nur das, was in diesem immer schon angelegt war. Ende und Wiederholung bestimmten die Theologie der Reformation, und Ende und Wiederholung waren damit auch die Parameter ihrer historischen oder besser heilsgeschichtlichen Entfaltung. Im Selbstverständnis der Reformatoren war es geradezu das heilsgeschichtliche Charakteristikum der Reformation, dass sie die Kette der Überlieferung, der die mittelalterliche Theologie verpflichtet gewesen war, durchbrach und an ihre Stelle Dispositionen, Diskontinuitäten und Ereignisse setzte. *Verbum Dei et traditiones hominum pugnant*, so stellte Luther schon in den 1520er Jahren fest, *non aliter atque Deus ipse et Satan sibi invicem adversantur et alter alterius opera dissolvit et dogmata subruit*.¹⁶

Mit einem einmaligen Traditionsbruch war es deshalb nicht getan. Man musste im Sinne

16 »Das Wort Gottes und die Traditionen der Menschen stehen einander entgegen und bekämpfen sich wie Gott und der Teufel selbst sich immer wieder bekriegen, ihre Werke wechselseitig vernichten und ihre Lehren untergraben«. Martin Luther: *De servo arbitrio* (1525). WA 18, S. 600–787, hier S. 627, 34–36.

der postulierten Ubiquität des Gotteswortes den Traditionsbruch auf Dauer stellen, um noch einer in der Dialektik der Abwendung vom Alten manifesten Referentialität zu entkommen. Die Reformatoren bekämpften deshalb nicht nur die überkommene Theologie, sondern destruierten auch deren in der Logik der Repräsentation begründete Vertikalitäten und Transzendenzen. Die reformatorische bezog sich mit anderen Worten nicht mehr auf den gleichen Gegenstand wie die mittelalterliche Theologie. Ja, sie hatte im Grunde gar keinen Gegenstand: Die arbiträre Logik der Repräsentation war in der Zeit des Jüngsten Gerichts aufgehoben. Die gesamte Wirklichkeit erschien nur noch als ein Feld von Übertragungen, das heißt jedes Geschehen war ein Zeichen und jedes Zeichen wiederum eine Wirkung. Und alle Zeichen und alle Wirkungen verwiesen auf das Ende, nicht weil sie es bedeuteten, sondern weil sie es herbeiführten. Selbst die Nichtbeachtung der apokalyptischen Zeichen war noch ein apokalyptisches Zeichen beziehungsweise die Wirkung einer Wirkung am Ende der Zeiten. »Zum ersten«, so Luther, »ist tzu wissen, das diße tzeychen des jungsten tages, ob sie wol manchfeltig und groß sind, werden sie doch vollbracht werdenn, das niemand odder gar wenig sie achten und fur solche tzeychen hallten wirt. Denn diße tzwey werden und müssen beyden geschehen mit einander, sind auch beyde mit eynder von Christo und den Aposteln vorkündigt, das erst, das viel und grosse tzeychen komen sollen. Das ander, das denn och der jungst tag alßo unversehens kome, das sich seyn die welt von anbegynn nie weniger vorsehen hatt, denn eben tzu der tzeyt wenn er fur der thur ist.«¹⁷ Der semiotisch wie heilsgeschichtlich geschlossenen Welt der Reformation ließ sich mit anderen Worten nicht entkommen.

Die Reformation war damit in sich selbst gleichzeitig diskontinuierlich und semiotisch überdehnt; ihre Genese schloss noch die Negation eines eigenen Gegenstandes und eines eigenen Prozesses mit ein. Eher als von einer Genese kann man im Falle der Reformation in diesem Sinne vielleicht von einer Entfaltung sprechen.

17 Martin Luther: *Adventspostille* (1522). WA 10 I, 2, S. 1–208, hier S. 93, 21–28.

Des Interims vnd Interimisten warhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus
 yderman sonderlich bey dem Bretspiel vnd der greissen Kannen mit Vier vhr andacht vnd messig leben erkennen kan.



Abb. 7: Des Interims und Interimisten warhafftige abgemalte figur [...]. Magdeburg [um 1550]. Einblattdruck/Holzchnitt.

Vielleicht könnte man aber auch, in einem eher assoziativen Anschluss an Gilles Deleuze,¹⁸ sagen, dass die Reformation selbst eine Art Falte war, nämlich die Falte einer Genese, die ihren eigenen Abschluss berührte – die also aufhörte zu generieren oder sich zu regenerieren, die aber genau dadurch Räume für andere Möglichkeiten entstehen ließ: Möglichkeiten für Imaginationen und Übertragungen, für Konversionen und nicht zuletzt für Erlösungen.

IV. Magdeburg und die doppelt gefaltete Reformation

Damit zurück zu Magdeburg im Jahr 1550. Magdeburg ist, in dem gerade angedeuteten Sinne, eine reformatorische Falte, also eine Falte, in der alle reformatorischen Imaginationen und Übertragungen, alle Konversionen und Erlösungsszenarien endgültig realisiert werden. Magdeburg ist aber auch eine Falte der Reformation, nämlich eine Falte, in der die Reformation sich selbst berührt, da hier alle reformatorischen Zeiten zu-

sammenfallen. Bleibt man im Deleuzeschen Bild, und ich möchte das im Folgenden versuchen, so muss man mithin eigentlich von zwei Falten sprechen, die sich kreuzen: Magdeburg ist der Kreuzungspunkt zweier Falten.

Zunächst zur reformatorischen Falte: Für die Magdeburger Theologen bedeutete das Interim, dass die Feinde der Reformation wieder und noch einmal versuchten, das Gotteswort zu vernichten. Es fügte sich mithin in die Tradition der mittelalterlichen Theologie und Frömmigkeitspraxis, gewissermassen in die Tradition der menschlichen Traditionsbildung ein, mit welcher der Teufel so lange die wahre Lehre unterdrückt hatte. Das zeigt exemplarisch ein antithetisch konzipierter Magdeburger Einblattdruck aus dem Jahr 1550 (Abb. 5), in welchem die reformatorische Falte buchstäblich Verdammnis und Erlösung trennt. Gegen die mittelalterliche Überlieferung und die menschengemachten Riten musste das Gotteswort, so wie schon Luther dies getan hatte, in seiner Wirksamkeit wieder eingesetzt werden.

Die Form dieser Einsetzung war das Bekenntnis. Denn wenn etwas, wie die Magdeburger vor allem ihren innerreformatorischen Gegnern in

18 Vgl. Gilles Deleuze: Die Falte. Leibniz und der Barock. Frankfurt/M. 2000.

Ein Liedt Erhalt vns Herr bey deinem Wort etc. Sampt Ein schön andechtlch Gebet/ Der heiligen Christlichen Kirchen Zu der hohen Ehrwürdigen vnd heiligen Dreyfaltigkeit/ Got dem Vater/ Gott dem Son/ vnd Gott dem heiligen Geist/ vnd erhaltung bey dem wort der warheit vnd der Seligkeit/ vnd vmbschütz widder die feinde des Wort/ als Türcen vnd Bapst gestellet etc.



Erhalt vns ZER bey deinem Wort/ vnd steh die Bapste vñ Türcen vor/ die Jhesum Christum deinen Son/ wollen stürzen von deinem Thron.

De weis die deine macht Herr Jhesu Christ/ der du Herr aller herren bist/ Beschirm dein Aem Christenheit/ das sie dich loben in ewigkeit.

Gott heilige Geist du Tröster wech/ gib deinem Volck einetley syn auff Erbsche bey vns vn der letzten not/ gleyd vns ins leben ans dem tod.

Ihr anschleg ZER zu nichten mach/ las sie treffen die böse sacht/ vñ stürze sie in die gruben ein / Die sie machen den Christen dein.

So werden sie erkennen doch/ das du vnser Got lebest noch/ vñnd hilffes gewaltig deiner schar / Die sich auff dich Verlassen gar.

Abb. 8: Ein Liedt / Erhalt uns Herr bey deynem Wort / etc. Magdeburg o.J. Einblattdruck/Holzschritt.

Wittenberg apodiktisch entgegenhielten, »wider Gottes wort vñnd den glauben [] fürgenommen wird / so sol ein jeder Christen die warheit bekennen / vnd in keinen weg schweigen«. ¹⁹ Wie Luther in Worms 1521 sowie die protestantischen Fürsten und städtischen Obrigkeiten 1530 in Augsburg, bekannten die Magdeburger sich 1550 zum Gotteswort und ließen dieses Bekenntnis als *Vnterricht vnd vermanung / der Pfarrhern vnd Prediger / der Christlichen Kirchen zu Magdeburgk* in den Druck gehen (Abb. 6). ²⁰ Sie statuierten damit ein Exempel und machten ihren Widerstandskampf öffentlich. Auch diese Öffentlichkeit war, wie schon vorher, ein Aspekt der Wirksamkeit des Gotteswortes. Denn es ging im Magdeburger Bekenntnis nicht um die Affirmation einer ihm vorausliegenden Wahrheit, nicht um Erkenntnis, sondern um den Vollzug einer Setzung, in welcher sich die Wahrheit hier und jetzt ereignete,

offenbarte und sichtbar wurde. Das Bekenntnis war wie alle Formen der reformatorischen Auslegung und Einsetzung des Gotteswortes ein Akt in der Zeit und nicht gegen die Zeit, ja es war ein Akt der Verzeitlichung von Wahrheit.

Damit aktualisierte es einerseits die im reformatorischen Schriftprinzip begründete Wirksamkeit des Gotteswortes und unterstrich in der Ereignishaftigkeit seines Vollzugs die un abgeschlossene Dialektik zwischen dem Gotteswort und dem Unendlichen seiner Wiederholung. In der Nachfolge Jesu mussten die Rechtgläubigen immer wieder für die Wahrheit eintreten, und sie mussten immer wieder, wie die Magdeburger in ihrem Bekenntnis betonten, dessen Kreuz tragen: »Das wissen wir alle [] / an den Exempeln der lieben Propheten / Christi / seiner Aposteln vnd Marterer / welche in gleicher sachen / gleich mit vns haben müssen für der Welt vnrecht haben vnd vnterliegen.« ²¹ Andererseits durchschnitt das Bekenntnis diese Unendlichkeit, indem es wiederum mit einem konkreten Zeitpunkt in der Heilsgeschichte, nämlich ihrem Ende verbunden

19 Nikolaus von Amsdorf: Antwort / Glaub und Bekenntnis auff das schöne vnd liebliche Interim. [Magdeburg] 1548, E3v.

20 Nikolaus von Amsdorf (Hg.): Bekenntnis Vnterricht vnd vermanung / der Pfarherrn vnd Prediger / der Christlichen Kirchen zu Magdeburgk. Magdeburg 1550.

21 Ebd., A11jv.

wurde. Da »Gott verheissen / in den letzten zeiten zu offenbaren vnd zu tödten durch den Geist seines mundes / den Menschen der Sünden« und zu diesem Zwecke »den teuren mann D. Mart. Luther / gleich als den dritten Eliam« erweckt hatte, standen die Magdeburger in der Nachfolge Christi an letzter Stelle.²² Sie fochten den letzten Kampf, nämlich den des in der Johannesoffenbarung vorhergesagten kleinen Häufleins von Rechtgläubigen gegen den Antichristen.

Das Spezifische des Magdeburger Bekenntnisses nun war, dass es als performativer Akt nicht nur das Schriftprinzip in all seinen Facetten von Ende und Wiederholung durchspielte, sondern Schriftlichkeit selbst in ihrer konkreten Materialität und Medialität zu einem Aspekt seiner Evidenz werden ließ. Die Magdeburger bekannten sich nach eigenen Worten nicht nur zur »Lere / des heiligen Euangelij«, sondern taten dies dadurch, dass sie »ein öffentliche zeugnis geben / vnd durch den Druck liessen ausgehen«, um der Welt und insbesondere den »armen vnterdrückten Christen« zu zeigen, »das solche bekentnis noch nicht gantz verloschen«.²³

Als Gedrucktes, darauf spielt diese Aussage an, verwies das Bekenntnis auf das Faktum des Gedruckt-Worden-Seins und damit auf die Voraussetzung seiner Verbreitung: die Existenz eines Ortes, an dem auch unter den Bedingungen des Interims und seiner militärischen Exekution noch reformatorische Schriften vervielfältigt und das Gotteswort verkündet werden konnten. Der Ort der Drucklegung wurde dadurch zu einem konstitutiven Aspekt der Evidenz dessen, was das Bekenntnis als Wahrheit setzte. In einer Art drucktechnisch hergestellter Selbstbeziehung wurde Magdeburg damit zum Ort der Wahrheit, und zwar zum einzigen Ort der Wahrheit, durch welchen alle anderen Orte, allen voran Wittenberg, auf die Seite des Antichristen geschlagen wurden. Während anderswo das Lied des Interims gesungen und damit dem Teufel gedient wurde (Abb. 7), trug Magdeburg, dem »arm Bethulien gleich[,]

für alle andere Christen [] die bürde [] mit zusetzen vnsers guts vnd bluts«.²⁴

So wie Magdeburg in dieser Stellvertreterfunktion alle möglichen reformatorischen Orte in sich aufhob und die realen gleichzeitig in ihr Gegenteil verkehrte, schloss es andererseits die Wahrheit in sich auch ein. Magdeburg war die »Cantzeley vnsers Herrn Jesu Christi«, wie es am Ende des Magdeburger Bekenntnisses hiess, »welche er jtzund zu dieser stunden des gewalts der finsternis der gantzen Christenheit zu nötigem vnterricht / warnung vnd trost / wunderlich allhie angerichtet vnd gewaltiglich bisher beschützt hat / den Antichrist mit seinen maltzeichen Interim vnd Adiaphora zu bestreiten / durch seine rechte waffen / nemlich durch den Geist seines mundes / etc.«²⁵

Magdeburg war also einerseits immer noch derselben Zeitlichkeit wie die gesamte Reformation vor ihr verpflichtet: In Magdeburg wurde in einer konkreten Situation äußerer Gefahr und innerer Anfechtung das Gotteswort bekannt und damit als wirksames eingesetzt. Jenseits aller Kontinuität entstand im Vollzug des Bekenntnisaktes eine »güldene[n] zeit / do unser herr gott seinen geist reichlich ausschütt / über seine knechte und megde und seine erkenntnis ausgeust über die welt [] / wie das wasser ins mehr«.²⁶

In diesem Sinne stand das Magdeburger Bekenntnis wie alle Bekenntnisse zuvor für eine Genese, aber eben für eine Genese, die ihren eigenen Abschluss berührte und mithin keine Entwicklung und keine Geschichte generierte. Andererseits war diese »güldene Zeit« aber exklusiv; sie trennte Magdeburg von dem Rest der Welt, die jenseits des Belagerungsringes existierte und in welcher der Antichrist gerade sein Reich errichtete. Magdeburg ist also nicht nur eine Manifestation der heilsgeschichtlichen Zeit der Reformation, sondern es ist auch ein heilsgeschichtlicher Ort, nämlich die Kanzlei des Herrn.

22 Ebd., Aijv.

23 Ebd., Bijr.

24 Der pfarrhern vnd prediger zu Magdeburgk Christliche kurtze erinnerung an jhre Christliche gemeine / vnd alle Christen ausserhalb / gegenwertige verfolgung betreffend / so wir in vnd vber der bekentnis des Euangelij Christi alhie zu Magdeburgk jtzit leiden. Magdeburg 1550, Diiijv.

25 Amsdorf, Bekentnis Vnterricht vnd vermanung, Oijv. Als officina libraria, also als Druckwerkstatt, welche Christus pro tota Ecclesia in hac tenebrarum potestatis hora hic instituit, wird die »Herrgottskanzlei« in der lateinischen Fassung des Bekenntnisses bezeichnet. Vgl. Nicolaus von Amsdorf: Confessio et Apologia Pastorum & reliquorum ministrorum Ecclesiae Magdeburgensis. Magdeburg 1550, I 2r.

26 Matthias Flacius Illyricus: Vorrede, in: [Nikolaus Medler:] Zeychen am himmel bey Braunschwig neulich gesehen. Magdeburg 1549, Aijr–Aiiijv, hier Aijv.

Fasst man die reformatorische Zeitlichkeit, wie ich das vorgeschlagen habe, in das Bild einer reformatorischen Falte, so besitzt diese Falte im Falle Magdeburgs also nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche, ja eine lokale Dimension. Ein Ort jedoch lässt sich nicht durch eine Falte markieren; erst wenn man sich eine doppelte, im rechten Winkel aufeinander gefaltete Heilsgeschichte vorstellt, wird die ›Herrgottskanzlei‹ plausibel. Es muss also eine zweite Falte geben, die sich mit der ersten kreuzt. Auch diese zweite Falte hat eine zeitliche Dimension, auch sie hat etwas mit Ende und Wiederholung zu tun, ist aber nicht der im Schriftprinzip begründeten reformatorischen Ereignishaftigkeit und Performanz des Gotteswortes verpflichtet, sondern einer in der Reformation selbst fundierten Zeitlichkeit der Verdichtung und Akkumulation. Der endzeitliche Kampf der Magdeburger war, so die Überzeugung der Belagerten, nicht nur biblisch prophezeit, sondern auch durch Luther vorhergesagt worden. Er nämlich sei es gewesen, den Gott als seinen Propheten auf die Welt gesandt hatte, um den päpstlichen Antichristen zu entlarven. Deshalb war es nach Überzeugung der Magdeburger nun mehr denn je notwendig, »das wir zu dieser zeit / dieses Mannes Gottes / Gedanken / Sorge / Wort / Rat / warnung vnd drawung wol erkunden vnnd zu hertzen nehmen / []«. ²⁷

Mit der Neu- und Wiederauflage von Lutherschriften wurde, neben dem Bekenntnis und anderen eigenen Schriften, ein erheblicher Teil der Magdeburger Druckproduktion bestritten. Zu den in Magdeburg publizierten Lutherschriften gehörten Predigten, Lieder und Flugschriften, Auszüge aus seiner Bibelübersetzung sowie seinen exegetischen Werken, vor allem jedoch Sammlungen von Lutherzitatens, die auf die eigene Situation bezogen werden konnten. Zudem wurden zahllose Flugblätter publiziert, in welchen die Einheit von früher Reformation und anti-interimistischem Kampf nicht nur im Text, sondern auch bildlich hergestellt wurde (Abb. 8). Es ging dabei nicht um Luthers Erbe, sondern um seine aktuelle Präsenz als Mahner, Tröster und Prophet. Luther stand hier und jetzt an der Seite der Magdeburger, um das Gotteswort zu verteidigen und gegen die protestantischen Renegaten, vor allem jedoch

gegen den päpstlichen Antichristen zu kämpfen. Neben Luther versammelten die Magdeburger im Druck aber auch andere Reformatoren im Kampf gegen das Interim, darunter sogar Melanchthon. Ja, die gesamte Kirchengeschichte wurde drucktechnisch als *testis veritatis* gegen den Antichristen aufgerufen. Die Theologen und Märtyrer der Vergangenheit traten in die Magdeburger Gegenwart ein, um die Präsenz des Gotteswortes im Angesicht des Endes zu bezeugen.

Zur Signatur Magdeburgs gehörte es demnach, dass es als ›Herrgottskanzlei‹ nicht nur ein endzeitliches reformatorisches Ereignis jenseits von Kontinuität und Entwicklung war, sondern auch eines – und zwar das erste –, das dabei die Zeit der Reformation akkumulierte. Magdeburg war ein Ort des Jüngsten Gerichts, aber auch ein Ort der Wiederholung, und zwar nicht nur des Gotteswortes, sondern auch der Reformation. Dies ist die zweite Magdeburger Falte, die Falte, in der die Reformation sich selbst berührte. Zur ersten Falte, in welcher die Reformation ihre eigene Genese, ihre generative Kraft dementierte, um der performativen Wirksamkeit des Gotteswortes Raum zu geben, verhält sie sich wie eine Transversale. In der solchermassen doppelt gefalteten Heilsgeschichte berührt die Apokalypse die gesamte Kirchengeschichte und stellt sie unter das Zeichen des letzten Gerichts, durch das das Gotteswort in seiner Aktualisierung immer wieder eine kritische heilsgeschichtliche Wendung erfahren hatte. Und genau dadurch wurden alle Zeiten zu reformatorischen Zeiten, die Reformation also ubiquitär. Die gesamte Heilsgeschichte war die Geschichte der Reformation.

Das Ende der Reformation, das 1550 in Magdeburg eingetreten war, nahm damit eine besondere Wendung. Dadurch dass sich in ihr die Heilsgeschichte erfüllte, wurde die Reformation gleichzeitig zur grundlegenden Bedingung ihrer Ermöglichung über alle Zeiten hinweg. In der Reformation fand die Heilsgeschichte das Prinzip beziehungsweise den Anfangsgrund, den sie im Gotteswort aufgrund seiner umfassenden und nicht einzuholenden Wirksamkeit nicht haben konnte. Wenngleich die Reformation dadurch immer noch keine Geschichte hatte, so hatte doch nun, seit Magdeburg, die Geschichte als Heilsgeschichte eine reformatorische Signatur.

27 Matthias Flacius Illyricus: Vorrede, in: Martin Luther: Etliche Propheceysprüche D. Martini Lutheri / Des dritten Elias. [Magdeburg] 1552, Ajr–Aijv, hier Ajv.

Welt-Literatur

Die Umrundung der Erde und Schreibakte seit der Frühen Neuzeit

Die Verknüpfung von Erzählen und Reisen hat in der literaturwissenschaftlichen Diskussion eine lange Tradition – vor allem Michel de Certeau hat auf strukturelle Ähnlichkeit zwischen den Stationen der Route eines Reisenden und der Verknüpfung der Ereignisse einer Erzählung hingewiesen; neuerdings hat Volker Klotz Erzählen mit Navigieren in ähnlicher Weise analogisiert.¹ Der folgende Beitrag beschäftigt sich ebenfalls mit dieser Frage, möchte jedoch dabei über die Annahme einer Analogie zwischen Reisen und Erzählen in zweifacher Hinsicht hinausgehen: Zum einen soll in ihm untersucht werden, wie die Schreibakte, die das Reisen seit jeher begleiten, auch literarisch nutzbar gemacht werden können. Zum anderen soll es um die narrative Verfertigung von ›Welt‹ in Zusammenhang mit diesen Schreibakten gehen. Bevor ich diese besondere Form einer sich aus dem Reisebericht entwickelnden ›Welt-Literatur‹ an zwei sehr unterschiedlichen Texten untersuchen möchte, zunächst ein paar allgemeine Vorbemerkungen.

I. Raum-Skripte

Die Entstehung von ›Weltliteratur‹ wird meist auf der Grundlage von kommunikativen Austauschbeziehungen zwischen einzelnen Nationalliteraturen oder, wie dies die neuere Forschungsdiskussion zunehmend hervorhebt, auch jenseits nationaler Grenzen konzipiert. ›Welt‹ wird dabei nicht als größtmöglicher Raumcontainer verstanden, in dem ›Literatur‹ möglich ist, sondern als etwas, das sich über Kommunikationsnetzwerke entfaltet – so wird nach Daniel Damrosch² Weltliteratur ganz wesentlich durch die literarische Übersetzung konstituiert. Hier möchte ich

an dem Gedanken festhalten, dass Weltliteratur nicht einfach die Gesamtheit aller literarischen Texte ist, die auf der Erde produziert werden, sondern sich als spezifischer Ausschnitt dieser unüberschaubaren Menge von Texten über Netzwerke konstituiert. Allerdings möchte ich diesen Ansatz mit der Frage verbinden, wie und wann sich denn Netzwerke bilden, bevor man von einem modernen Literaturbetrieb mit seinen spezifischen kommunikativen Netzwerken im engeren Sinn sprechen kann. In Anschluss an die neuere Globalisierungsforschung lässt sich dabei vermuten, dass sich die Netzwerke, über die ›Welt‹ konstituiert wird, nicht als rein deterritorialiserte Kommunikationsprozesse verstehen lassen, sondern dass umgekehrt die vormoderne Ausbildung von Kommunikationsnetzwerken in starkem Maße an eine geographische Bewegung im terrestrischen Raum, d.h. an die Reisetätigkeit und vor allem an die transozeanische Navigation geknüpft ist, die die politische und ökonomische Netzwerkbildung des Zeitalters der Entdeckungen und der Kolonialisierung allererst ermöglichen. Es gilt also zunächst einmal festzuhalten, dass vormoderne Kommunikationswerke (wie wohl Kommunikationsnetzwerke generell) einen spezifischen ›Geo-Index‹ besitzen, der auch in der Frage nach globaler literarischer Kommunikation nicht ganz vernachlässigt werden darf.³

In diesem Zusammenhang bekommt nun auch die vormoderne Verknüpfung von Reisen und Erzählen eine besondere Bedeutung – Reise- und Schreibakte sind von vornherein von einer ganz pragmatisch zu verstehenden Komplementarität von Handeln und Schreiben geprägt: keine Reise, sei es in die spanischen Vizekönigreiche in Amerika oder in die Missionsstationen christlicher Orden, ohne den entsprechenden Schriftverkehr,

1 Vgl. Michel de Certeau: *L'invention du quotidien*. Bd. 1. Paris 1990, S. 170–191; Volker Klotz: *Erzählen: Von Homer zu Boccaccio, von Cervantes zu Faulkner*. München 2006, S. 119–192.

2 David Damrosch: *What is World Literature?* Princeton 2003.

3 Vgl. zur Kritik an der ›Enträumlichung‹ der Globalisierungsdiskussion Niels Werber: *Die Geopolitik der Literatur. Eine Vermessung der medialen Weltraumordnung*. München 2007.

der protokolliert, Rechenschaft ablegt, rechtfertigt.⁴ Schreiben begleitet das Reisen zu Fuß, insbesondere aber das Navigieren von Anfang an, und sei es nur in Form von Routenbüchern, die Reiserouten vorgeben, oder von Logbüchern, die den Reiserfortschritt von Tag zu Tag festhalten.

Diese Verknüpfung von Reisen und einer verschriftlichten Form des Berichtens oder Erzählens beruht in der Frühen Neuzeit nicht nur auf einer bloßen Analogie, sondern auf einer funktionalen Komplementarität von Navigieren und Schreiben, und zwar vor aller Institutionalisierung des durch Fiktionalität geprägten Sprachspiels, das man ›Literatur‹ nennt. Geht man jedoch von der pragmatischen Bedeutung des Schreibens als einer Kulturtechnik⁵ aus, die bei der Orientierung im geographischen Raum sowie bei der Organisation politischer und ökonomischer Netzwerke mitwirkt, so kann man ausgehend von diesen Schreibakten auch feststellen, dass auf diese Weise imaginierte Reisen nach dem Vorbild ›real‹ durchgeführter Reisen vorstellbar werden: Schreibakte erlauben es nicht nur, reale Operationen des Reisens, sondern auch Vorstellungen vom Reisen in Textform zu operationalisieren. Schriftliche Aufzeichnungen können somit als das funktionieren, was ich ein ›Raum-Skript‹ (frz.: *scénario d'espace*) nennen möchte.

Unter einem Raum-Skript verstehe ich zunächst einmal eine Form von schriftlicher Aufzeichnung, die die Bewegung im physischen Raum nach einem vorher festgelegten Muster steuert, was beispielsweise in mittelalterlichen Pilgerführern der Fall ist. Besonders bedeutsam sind Raum-Skripte aber für den Raum des Meeres, in dem keine dauerhaften ›Markierungen‹ vorhanden sind, die man sich einprägen könnte. Zu steuernde Kurse werden schon ab dem Mittelalter schriftlich fixiert, zunächst in den *portolani* des Mittelmeers und ab dem 15. Jahrhundert auch in den portugiesischen *roteiros*, die den Übergang zur atlantischen Navigation ermöglichen. Routenbücher enthalten vor allem schriftliche Anweisungen an Piloten, einen bestimmten Kurs zu wählen, um an seinem Ziel anzukommen. Die Ausführung des Skripts ist dabei zunächst an die Möglichkeit der Bestimmung des Kompass-

kurses eines Schiffs sowie die Bestimmung seiner Geschwindigkeit gebunden. Einzelne Routen von A nach B können weiterhin in kartographische Formen der Aufzeichnung übersetzt werden. In der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Portolankartographie allerdings sind, mit Michel de Certeau gesprochen, die Praktiken, die die Karte konstituieren, noch nicht in deren Kulissen verschwunden, sondern kann die kartographische Gesamtschau jederzeit wieder mit einem bestimmten Parcours in Verbindung gesetzt werden.

Der präskriptive Aspekt von Raum-Skripten könnte den Ausgangspunkt liefern, komplementär zur bekannten ›Sprechakttheorie‹ eine Art von ›Schriftakttheorie‹ zu entwickeln – eine der Besonderheiten dieser ›Schriftakttheorie‹ wäre insbesondere, dass der präskriptive Aspekt der schriftgestützten Steuerung von Bewegung im selben Aufzeichnungsmedium stattfindet wie die nachträgliche Aufzeichnung des tatsächlich zurückgelegten Weges. Es würde zu weit führen, die Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Formen des Schreibens hier im Einzelnen auszuführen. In der Tat aber stellen portugiesische Routenbücher ›Textgeneratoren‹ dar, die das nackte Raster des operationalen Schriftgebrauchs, der nötig ist, um von A nach B zu kommen, zunehmend auffüllen – durch die Beschreibung von Orten oder aber durch den Bericht von ungewöhnlichen Ereignissen, die aus der Ordnung der Texte herausfallen. Hier liegt zum Beispiel ein wesentliches Moment, das die in der Frühen Neuzeit populäre Gattung der Schiffbruchliteratur (neben anderen, mythologischen oder allegorischen Einflüssen) entscheidend prägt. Weiterhin kann ein Raum-Skript zur Imaginationsmatrix einer nur vorgestellten Reise werden und somit einen literarischen Text im engeren Sinn konstituieren.⁶ Durch die Doppelung von Präskription und nachträglicher Aufzeichnung, die sich ihrerseits wiederum sowohl als tatsächliche Operation im physischen Raum und als Vorstellungsoperation realisieren lässt, kann man, so möchte ich behaupten, eine ›Proto-Literarizität‹ von Raum-Skripten postulieren, ohne dass diese Proto-Literarizität von vornherein in Kategorien des – im modernen Sinn – fiktionalen Entwurfs einer möglichen Welt beschrieben werden müsste.

4 Vgl. dazu exemplarisch Bernhard Siegert: *Passagiere und Papiere. Schreibakte auf der Schwelle zwischen Spanien und Amerika*. München 2006.

5 Vgl. dazu Sybille Krämer, Horst Bredekamp (Hg.): *Bild, Schrift, Zahl*. München 2003.

6 Vgl. dazu Jörg Dünne: *Die kartographische Imagination. Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit*. München 2011.

Damit möchte ich zur eingangs gestellten Frage der Welt-Literatur zurückkommen und gleichzeitig zu den konkret zu untersuchenden Texten überleiten: Seit Magellans erster Weltumseglung ist die Weltumrundung zu einem nicht nur denkmöglichen, sondern tatsächlich realisierten Spezialfall der Bildung von terrestrischen Reiserouten über Raum-Skripte geworden, nämlich die Strecke von ›A nach B und wieder zurück‹ so zurückzulegen, dass man nicht den Rückweg auf der gleichen Strecke wie auf dem Hinweg zurücklegen muss, sondern immer in die einmal eingeschlagene Richtung weiterfährt und trotzdem wieder an den Ausgangspunkt zurückkommt. Möglicherweise beinhaltet das besondere Raum-Skript, das die Weltumrundung im technischen Sinn steuert, den Keim zu einer ›Welt-Literatur‹ in einem ganz speziellen Sinn – eine Literatur, für die sich ›Welt‹ auf der Grundlage der Verbindungslinien konstituiert, die die Erdoberfläche zu einem zunehmend dichteren Netzwerk werden lassen, über das Informationen, Güter und Personen transportiert werden.

In der Folge möchte ich anhand von zwei exemplarischen Texten ein Feld von welt-literarischen Raum-Skripten von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne abstecken, die sich durch die je unterschiedliche Aktualisierung eines terrestrischen Weltnetzwerks kennzeichnen – ein Netzwerk, das jeweils kolonialen Ursprungs ist und somit, anders als dies die gegenwärtige Netzwerktheorie in Zeiten des Internet gern behauptet, konstitutiv von einem Macht- und Informationsgefälle geprägt ist. Die Textauswahl erfolgt aber innerhalb dieses Rahmens nicht, um die Kontinuität einer Entwicklung von Welt-Literatur herauszustellen, sondern eher, um innerhalb des vorgegebenen Rahmens größtmögliche Gegensätze aufzuzeigen – Gegensätze, die sowohl die kolonial- und globalisierungsgeschichtlichen Hintergründe, die ›Planbarkeit‹ der Reiseroute als auch die ›Literarizität‹ der aus den Raum-Skripten hervorgehenden Texte betreffen.

II. Carlos de Sigüenza y Góngoras *Infortunios de Alonso Ramírez*: Welt-Literatur aus dem Routenbuch

Carlos de Sigüenza y Góngora (1645–1700) wird häufig zusammen mit seiner Zeitgenossin Sor Juana Inés de la Cruz als einer der wichtigsten Vertreter des sog. »barroco de Indias«, d.h. des Barocks in Lateinamerika bezeichnet. Sigüen-

za y Góngora ist jedoch nicht nur ein barocker Schriftsteller, sondern auch ein Polyhistor, der als Geschichtsschreiber, Geograph, Mathematiker und Astronom tätig ist. Geboren wird er als Sohn eines aus Spanien emigrierten Beamten in Diensten des Vizekönigs; somit ist er Teil der gebildeten spanischstämmigen Oberschicht, die Aufgaben der Kolonialverwaltung wahrnimmt. 1672 erwirbt er einen Lehrstuhl für Mathematik, als Historiker verfasst er zahlreiche Schriften, die die Kolonialherrschaft feiern. Daneben baut er aber auch eine reichhaltige Privatbibliothek auf, die nicht zuletzt präspanische *codices* beinhaltet. 1680 wird Sigüenza y Góngora zum »cosmógrafo de Nueva España« ernannt, wobei er sich einer Reihe von Tätigkeiten von der Kartographie bis zum Ingenieurwesen widmet.

Die *Infortunios de Alonso Ramírez*⁷, publiziert 1690 in Mexiko, sind der heute vielleicht bekannteste Text, für den Sigüenza y Góngora als Autor verantwortlich zeichnet: Gegenstand dieses in der ersten Person von dem Betroffenen selbst erzählten Reiseberichts sind die Leiden eines in Puerto Rico geborenen *criollo* (d.h. eines in Amerika geborenen Nachkommen spanischer Vorfahren) namens Alonso Ramírez. Dieser kommt auf der Suche nach einem Lebensunterhalt zunächst ins Vizekönigreich Neuspanien, um sich dort niederzulassen. Nach dem Tod seiner Frau wandert er auf die Philippinen aus, wo er durch Teilnahme an Handelsfahrten zu einigem Reichtum kommt. Schließlich wird aber ein Schiff unter seiner Leitung von englischen »Piraten« – so der Erzähler – gekapert: Dabei handelt es sich wohl um die Flotte des Freibeuters William Dampier, der 1697 von einer seiner zahlreichen Reisen in seiner *New Voyage around the World*⁸ berichtet, die er von 1686 bis 1691 absolviert hat, also genau zu der Zeit, als sich auch die Geschichte von Alonso Ramírez ereignet.

Auf den Schiffen der englischen Flotte muss Alonso Ramírez zusammen mit den überlebenden Seeleuten seines Schiffs Sklaventätigkeiten verrichten, verschiedenste Erniedrigungen über sich ergehen lassen und lebt in ständiger Furcht, getötet zu werden. Nach einer mehrmonatigen Fahrt durch den Indischen Ozean und den At-

7 Lucrecia Pérez Blanco (Hg.): Alonso de Sigüenza y Góngora: *Infortunios de Alonso Ramírez*. Madrid 1988 [zitiert i.d. Folge im laufenden Text].

8 Kris Lane (Hg.): William Dampier: *A New Voyage around the World*. Warwick 2007.

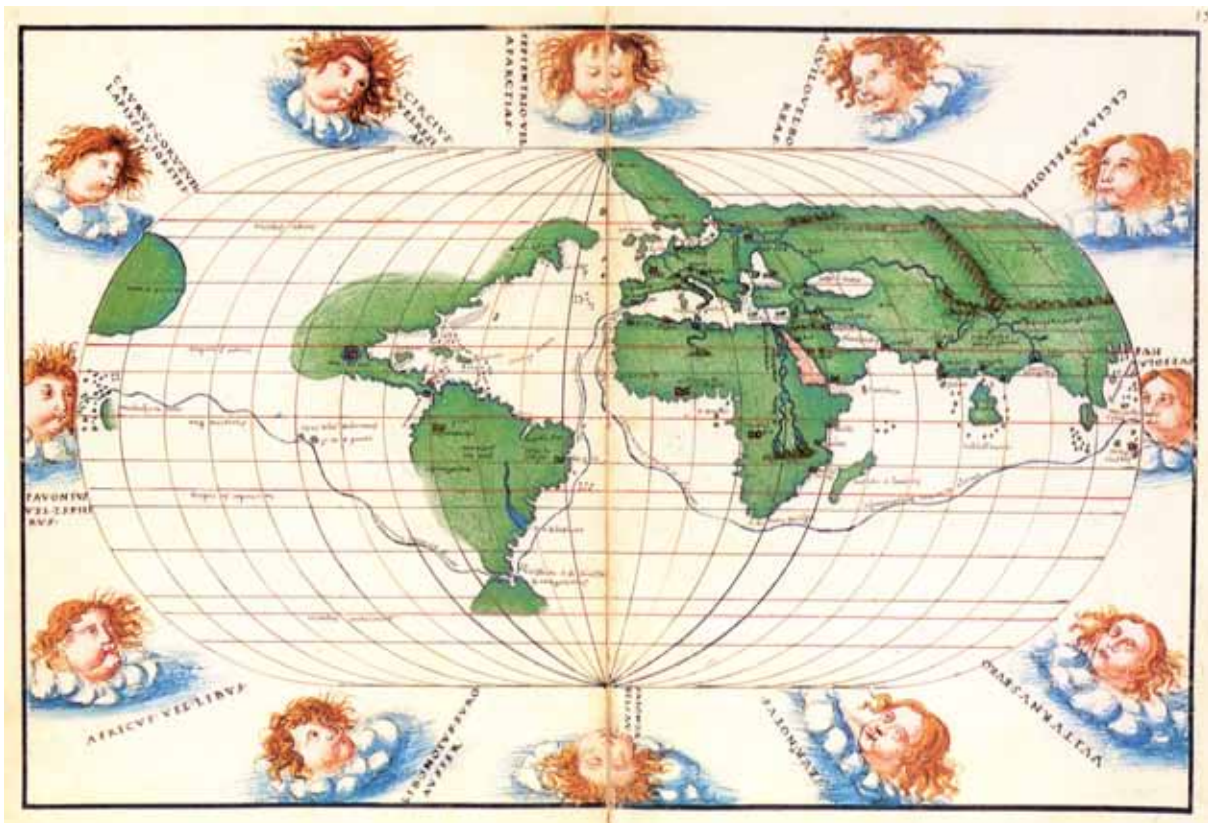


Abb. 1: Weltkarte von Battista Agnese [ca. 1540]. Portolanatlas der Bayerischen Staatsbibliothek.

lantik mit den plündernden Piraten werden er und die sieben noch überlebenden Seeleute der ursprünglich 25 Mann seines Schiffs schließlich vor der Küste Brasiliens auf Höhe der Amazonas-Mündung freigelassen. Die Engländer überlassen ihnen dabei sogar eine zuvor gekaperte Fregatte, mit der Alonso Ramírez und seine Kameraden schließlich nach einer langen Irrfahrt durch die Karibik und voller Angst, erneut auf Piraten zu treffen, in Tajozuco in Neuspanien landen. Von dort aus kehrt Alonso Ramírez nach Mexiko zurück, wo er dem Vizekönig Bericht erstattet.

Ich kann hier nicht auf die in der Lateinamerika-Forschung bis heute andauernde Diskussion um den literarischen Status eingehen, den dieser Text besitzt, der teilweise als historischer Rechenschaftsbericht, teilweise aber auch als Gründungsdokument des lateinamerikanischen Romans gesehen wird. Anstatt für den faktualen oder fiktionalen Status des Textes zu plädieren, möchte ich, an Ottmar Ettes Diktum von der Reiseliteratur als einer »frikionalen« Literatur anknüpfend⁹, hervorheben, dass die *Infortunios*, ohne als fiktionaler Text im engeren, modernen Sinn gelten zu können, einen spezifischen Fall eines welt-literarischen Raum-Skripts darstel-

len. Welt-Literatur im hier vorgestellten Sinn sind die *Infortunios* zunächst einmal insofern, als ihr Protagonist Alonso Ramírez, wenn auch unfreiwillig, in den Jahren seiner Abwesenheit aus dem Vizekönigreich Mexiko eine Weltumrundung vollzieht und damit an symbolisch hoch aufgeladene Vorbilder anschließt. Dies wird vor allem beim Betrachten von Weltkarten deutlich, die an diese Vorbilder erinnern: Wie bereits erwähnt, ist die frühneuzeitliche Karte ein Medium, das noch mehr oder weniger deutlich die Spuren der Wege in sich trägt, aus denen sie hervorgegangen ist – Frank Lestringant verweist in diesem Zusammenhang auf die Funktion der Karte als Erinnerungstheater.¹⁰ Umgekehrt hat die Karte jedoch auch die performative Funktion, neue Reiserouten zu generieren, für die sie gemeinsam mit Routenbüchern als präskriptiver Rahmen fungieren kann – die Karte wird so zum Ort der Artikulation zwischen dem präskriptiv anleitenden und dem nachträglich protokollierenden Aspekt

10 Frank Lestringant: »Des récits, des cartes, quelle relation?«, in: Marie-Christine Pioffet (Hg.): *Écrire des récits de voyage (XVe-XVIIIe siècles): Esquisse d'une poétique en gestation*. Québec 2008, S. 299–324. Dt. Übersetzung: Jörg Dünne (Hg.): *Frank Lestringant: Die Erfindung des Raums. Kartographie, Fiktion und Alterität in der Literatur der Renaissance*. Bielefeld [i.Dr.].

9 Vgl. Ottmar Ette: *Literatur in Bewegung*. Göttingen 2001.



Abb. 2: *The Drake-Mellon World Map* [nach 1586. Ms. Yale Center for British Art, Paul Mellon Collection].

eines Raum-Skripts. Dies gilt selbstverständlich auch für Weltumrundungen, die auf frühneuzeitlichen Weltkarten oft in Form eines spezifischen Parcours auftauchen, der in die ansonsten ›neutrale‹ Grundfläche der Karte die Ereignishaftigkeit einer einmaligen Handlung einträgt. Dies ist zum Beispiel der Fall in der um 1540 herum in der Werkstatt des in Venedig tätigen Genueser Kartographen Battista Agnese entstandenen Weltkarte (Abb. 1), die die erste Weltumsegelung Magellans festhält und neben der Reiseroute selbst auch den geopolitischen Anspruch auf die Beherrschung der ganzen, als umfahrbar dargestellten Welt durch Spanien darstellt.

Doch die magellansche Weltumrundung, die nach dessen Tod von einer stark dezimierten Besatzung vollendet und schriftlich dokumentiert wird, ruft ihrerseits ›Gegenunternehmungen‹ auf den Plan, die auch die imperialen Ansprüche der katholischen Monarchie konterkarieren. Die um 1587 herum entstandene, von Hand gezeichnete Karte von der Weltumsegelung des Engländers Francis Drake (Abb. 2) etwa beruft sich offensichtlich auf das Vorbild Magellans, jedoch mit dem Zweck, darzustellen, dass die Welt keineswegs eindeutig in spanischer und portugiesischer Hand ist.

Im Zusammenspiel der beiden Karten, die natürlich de facto in ein sehr viel komplexeres Netzwerk des Schriftverkehrs rund um die bei-

den Weltreisen eingebunden sind, kann man jedenfalls erkennen, wie das ›Umschalten‹ von retrospektiver Dokumentation einer Weltreise im Erinnerungstheater der Karte zu ihrer Funktion als Matrix für künftige, konkurrierende Weltumrundungen funktioniert. Damit zurück zum Text der *Infortunios de Alonso Ramírez*, dessen Weltumrundung implizit von der mit diesen Paradigmen aufgerufenen Spannung zwischen imperialer Kerbung und ›piratischer‹ Glättung bzw. ›Umkerbung‹ des globalen Raums lebt.

Die unfreiwillige Weltumrundung des Alonso Ramírez ist nur vor dem Hintergrund bereits existierender Weltumrundungen angemessen zu verstehen: Das Schiff, mit dem er Mexiko verlässt, startet von Acapulco aus in den Pazifik, vollzieht also die Weltumrundung, wie auch die Schiffe Magellans und Drakes, in westlicher Richtung, jedoch mit dem Ausgangspunkt nicht im Mutterland des spanischen Reichs, sondern im Vizekönigreich Neuspanien. Seine Rückkehr als Gefangener der »Piraten« erfolgt durch den Indischen Ozean und den Atlantik nach Neuspanien. Alonso Ramírez plant, die weltweite Ausdehnung des spanischen Reichs zur persönlichen Bereicherung zu nutzen, was ihm zunächst auch gelingt. Doch die Faszination an dem weltumspannenden, von der katholischen Weltmacht Spanien dominierten Handelsnetzwerk schlägt alsbald um in die Erfahrung der Ohnmacht angesichts eines

nicht weniger weltweiten Netzes der feindlichen englischen »Piraterie«.

Deutlich wird dieses Ausgeliefertsein an die Macht der Feinde der spanischen Hegemonie nicht zuletzt durch die Behandlung des geographischen Raums im Laufe der Erzählung – und hier komme ich nun zu den ›Raum-Skripten‹ im eigentlichen Sinn. Die Erzählung verweist insofern auf ihre Entstehungsgeschichte, als im Text selbst Sigüenza y Góngora in seiner Funktion als königlicher Kosmograph genannt wird: Seine Funktion ist es, auf Anweisung des Vizekönigs den Bericht des *criollo* Alonso Ramírez schriftlich festzuhalten, wobei es letztlich weitgehend unentscheidbar ist, ob Sigüenza y Góngora seine Herausgeberschaft und damit die ganze Geschichte bloß fingiert oder tatsächlich seine kosmographische Pflicht gegenüber einem (vermutlich des Schreibens nicht mächtigen) *criollo* erfüllt. Entscheidend ist es, dass zumindest Teile des Textes nur aus dem kosmographischen Wissen des Herausgebers bzw. möglichen Autors heraus überhaupt Gestalt annehmen. Damit steht die Textgenese der *Infortunios* nicht, wie man zunächst annehmen könnte, allein im Zeichen der Verschriftlichung eines mündlichen Berichts, sondern sie besteht im Nachvollzug von Routenbüchern, die ganz offensichtlich als Prä-Skript des Textes dienen. Dieses präskriptive Substrat, das aus Routenbüchern stammt, ist an den Stellen des Textes zu erkennen, an denen statt des Ich-Erzählers eine sich auktorial-allwissend gebende Sprechinstanz die Verortung im geographischen Raum übernimmt. Hier ein Beispiel:

Diese Passage liest sich genau wie der Text eines Routenbuchs. Benötigt werden für ein solches roteiristisches Raum-Skript ein bekannter Ausgangspunkt, der Kompasskurs, den ein Schiff segeln muss, und die Entfernung in Seemeilen, nach deren Zurücklegen man an dem Zielpunkt des *parcours* ankommt. Diese Punkt-zu-Punkt-Bestimmung einer Route per Koppelkurs wird unter Zuhilfenahme astronomischer Positionsbestimmung ab dem 16. Jahrhundert zunehmend auf eine Positionsbestimmung nach Längen- und Breitengrad umgestellt, wobei die Bestimmung von Längengraden bis ins 18. Jahrhundert hinein große Probleme bereitet – deswegen findet man zur geographischen Positionsbestimmung von Marivélez im vorliegenden Textauszug auch nur den Breitengrad angegeben. In jedem Fall wird die ›Welt‹ in den *Infortunios* nicht so sehr im Sinn einer vom Ergebnis her geschlossenen Weltumrundung dargestellt, wie dies auf den gezeigten Karten visuell deutlich wird. Vielmehr konstituiert sich der Text in seiner narrativen Progression zunächst einmal aus der Routenbeschreibung heraus. Diese narrative Konstitution eines offenen *parcours* ohne festes Ziel wird vor allem im zweiten Teil der *Infortunios* wichtig, d.h. dann, wenn Alonso Ramírez von den Piraten ausgesetzt wird und orientierungslos durch den Golf von Mexiko irrt. Hier nehmen die *Infortunios* Züge der Gattung der zeitgenössischen Schiffbruchliteratur an. ›Kerbt‹ der Erzähler bzw. die dahinter stehende Wissensinstanz den erzählten Raum im ersten Textausschnitt durch die Einbringung seines kartographischen Wissens im Stil eines Routenbuchs mit Gradangaben, so stellt der

Luego, por entre las angosturas de Isla Verde o Mindoro, se navegarán al Oeste once o doce leguas hasta cerca de la isla de Ambil y las catorce leguas, que desde aquí se cuenta a Marivélez (que está en 14 gr. 30 m.) se granjean yendo al Nornoroeste, Norte y Noreste. Desde Marivélez ha de ir en demanda del punto de Cavite al Nordeste, Lesnordeste y Leste, como cinco leguas por dar resguardo a un bajo que está al Lesnordeste de Marivélez con cuatro brazas y media de agua sobre su fondo. (*Infortunios*, Kap. 2, S. 82)

Sodann ist bei den Meerengen von Isla Verde bzw. Mindoro 11 oder 12 Meilen nach Westen zu halten bis in die Nähe der Insel Ambil; die 14 Meilen, die man von dort bis Marivélez zählt (das auf [der nördlichen Breite von] 14 Grad und 30 Minuten liegt) werden mit Kurs nach Nordnordost, Nord und Nordost zurückgelegt. Von Marivélez ist auf Cavite etwa fünf Meilen lang nach Nordosten, Ostnordosten und Osten zuzuhalten, um eine Untiefe zu vermeiden, die sich mit viereinhalb Faden Wassertiefe über Grund im Ostnordosten von Marivélez befindet. [Übers. v. Verf.]

zweite Textausschnitt eine offensichtliche Rücknahme dieses Wissens sowie eine Beschränkung auf die Orientierungslosigkeit des erlebenden Ich Alonso Ramírez dar.¹¹ Man könnte auch sagen: Das spanische imperiale Paradigma, das geopolitische Kontrolle von Landstützpunkt zu Landstützpunkt impliziert, weicht einem Phantasma der ›Ortlosigkeit‹ im glatten Raum der hohen See bzw. im unkontrollierten Stranden an einer möglicherweise bedrohlichen Küste.

Die Ironie dieser Zurückhaltung von Wissen besteht dabei darin, dass ausgerechnet die karibische Heimat des in Puerto Rico geborenen Alonso Ramírez diesem komplett unbekannt vorkommt: Weder erkennt er die Inseln aus seiner Erfahrung als Kind wieder noch kann er sich eines holländischen Routenbuchs bedienen, das sich an Bord der Fregatte befindet. Seine räumliche Orientierung hat sich ausgerechnet dort, wo die Geburtsstätte nicht nur seiner eigenen Person, sondern auch des spanischen Kolonialreichs liegt, in nichts aufgelöst. Diese narrative Strategie der Desorientierung mündet schließlich in einem Schiffbruch, der, wie sich herausstellt, auf der Halbinsel Yucatán stattfindet, d.h. kurz vor dem Ziel einer unfreiwilligen Weltumrundung, die somit auf den neuspanischen Boden zurückfindet, von dem sie ausgegangen war. Aus der Spannung zwischen dem Paradigma Magellan und dem damit konkurrierenden Gegen-Paradigma Drake erwächst eine Form der Weltumrundung, die nicht in einer selbstbestimmten Geste der Einkerbung des Raums endet, sondern die im glatten Raum in der Beinahe-Katastrophe des Schiffbruchs ausläuft. Außerdem wäre sie – wenn man sich als Leser nicht die entsprechenden Modelle bekannter und gefeierter Weltumrundungen vor Augen führen würde – überhaupt nicht als solche zu erkennen, da das Erzählen auf einer kartographischen Matrix auf halber Stelle abbricht und ausgerechnet in der heimatlichen Karibik einer narrativen Suggestion von totalem Orientierungsverlust weicht.

In diesen skizzenhaften Bemerkungen zur Geschichte einer unfreiwilligen Weltumrundung ging es in erster Linie darum zu zeigen, dass in den *Infortunios de Alonso Ramírez* Welt-Literatur de facto aus einem Raum-Skript hervorgeht,

11 Zum Gegensatz von glatttem und gekerbtem Raum vgl. Gilles Deleuze/Felix Guattari: *Mille plateaux. Capitalisme et schizophrénie*. Bd. 2. Paris 1980, v.a. S. 592–625.

das ›Welt‹ als Resultat einer terrestrischen Umfahrbarkeit konstituiert – als Folie dienen hier die Weltumrundungen von Magellan und Drake, deren ›Schließung‹ kartographisch darstellbar ist. Doch wenn auch die metrische Bestimmtheit der Weltumrundung den Ausgangspunkt und das damit verbundene Raum-Skript die Vorstellungsmatrix der Textentstehung selbst gebildet haben dürften, verwischt der Herausgeber bzw. Autor Carlos de Sigüenza y Góngora diese Matrix zunehmend und gibt damit von dem Vizekönigreich, in dem er lebt, ein Bild des drohenden Verfalls – geopolitische Kontrolle droht zumindest aus der Perspektive der mexikanischen *criollos* in Unsicherheit und Kontrollverlust umzuschlagen: Nicht die narrative Kontrolle über die Welt durch die Schließung der Erzählung zu einem kausal verknüpften Plot, sondern vielmehr dessen Ausbleiben wird zum Indiz einer nicht zuletzt auch politisch deutbaren Krisenerzählung.

* * *

Ich mache damit einen großen Sprung vom Ende des 17. in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Sprung beginnt in einer Zeit, in der die Weltumrundung ein zunehmend öfter wiederholtes Muster wird, wobei zu den bisherigen Motivationen der Weltumrundung auch die wissenschaftliche Reise, etwa bei Georg Forster oder Charles Darwin hinzutritt¹²; parallel dazu wird die Weltreise zum literarischen »Chronotopos« im Sinn von Michail Bachtin¹³ und somit zunehmend zum Gegenstand fiktionaler Texte. Wie sich etwa an Daniel Defoes *New Voyage around the World*¹⁴ von 1725 zeigen ließe, konstituiert sich ›Welt‹ in literarischen Texten zunehmend über eine in sich geschlossene und durch das Ziel der Erdumrundung selbst motivierte Erzählung – dieses Muster der Literarisierung von Weltumrundungen ist es, das zumindest bis ins 19. Jahrhundert hinein die moderne Weltumrundung prägen wird. Die sich ausdifferenzierende Schreibtätigkeit um die Weltumrundung und deren Literarisierung muss

12 Vgl. Klaus Harpprecht, Michael Naumann (Hg.): *Georg Forster: Reise um die Welt*. Frankfurt/M. 2007; Charles Darwin: *Journal of Researches into the Geology and Natural History of Various Countries Visited by H.M.S. Beagle*. Cambridge 2009 [Reprint].

13 Michail M. Bachtin: *Chronotopos*. Aus dem Russischen v. Michael Dewey. Frankfurt/M. 2008.



Abb. 3: Heinrich Berghaus' »Allgemeine Weltkarte in Mercator's Projection« [Ausschnitt aus der Ausgabe von 1885].

jedoch nicht bedeuten, dass damit das Raum-Skript als Matrix des Erzählens ausgedient hätte. Es kehrt spätestens mit der Planbarkeit von Weltreisen im Zuge des ›Weltverkehrs‹ wieder – und damit komme ich zu meinem zweiten Analyseteil.

III. Jules Vernes *Tour du monde en 80 jours*: Kursbuch und Wette

Jules Vernes *Tour du monde en 80 jours*¹⁵ ist zweifellos der paradigmatische Text der Moderne, in dem sich die Welt-Literatur im hier interessierenden Sinn wiederfinden lässt. Im Unterschied zum 17. Jahrhundert hat sich das Reisen um die Welt inzwischen stark gewandelt: Es handelt sich nunmehr um eine Tätigkeit, die als individueller Akt bzw. als Handlung im Namen einer politischen oder religiösen Sache für sich keinerlei Gründungsanspruch mehr erheben kann, sondern zunehmend im Zeichen des Tourismus steht; auch ist zumindest ein Teil der Kontingenzen bzw. Bedrohungen, unter

denen Reisende zu leiden haben, ausgeräumt. Die Verkehrsnetzwerke der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, die einen Teil des sich zu dieser Zeit einbürgernden Konzepts des ›Weltverkehrs‹ von Personen, Gütern und Informationen ausmachen, zeichnen sich zunehmend dadurch aus, dass sie Fahrplänen folgen, die zusammen mit der allmählichen Durchsetzung einer einheitlichen Weltzeit das Raum-Skript der Weltumrundung in einer sehr spezifischen Weise neu aktualisieren: Als präskriptive Grundlage von Welt-Literatur dient nun nicht mehr das Routenbuch des Navigatoren, sondern das Kursbuch des Weltreisenden, das aber nicht nur die Bahnstrecken umfasst, sondern verschiedenste Verkehrsmittel miteinander kombiniert. Reisen im 19. Jahrhundert steht, wie Markus Krajewski gezeigt hat,¹⁶ unter dem Primat der ›Konnektivität‹, der möglichst reibungslosen Verbindung zwischen den Knoten eines Netzwerks, womit auch der Über-

14 Daniel Defoe: A New Voyage Round the World, in: John McVeagh (Hg.): The Novels of Daniel Defoe. Bd. 10. London 2009.

15 William Butcher (Hg.): Jules Verne: Le tour du monde en 80 jours. Paris 2009 [zitiert i.d. Folge im laufenden Text].

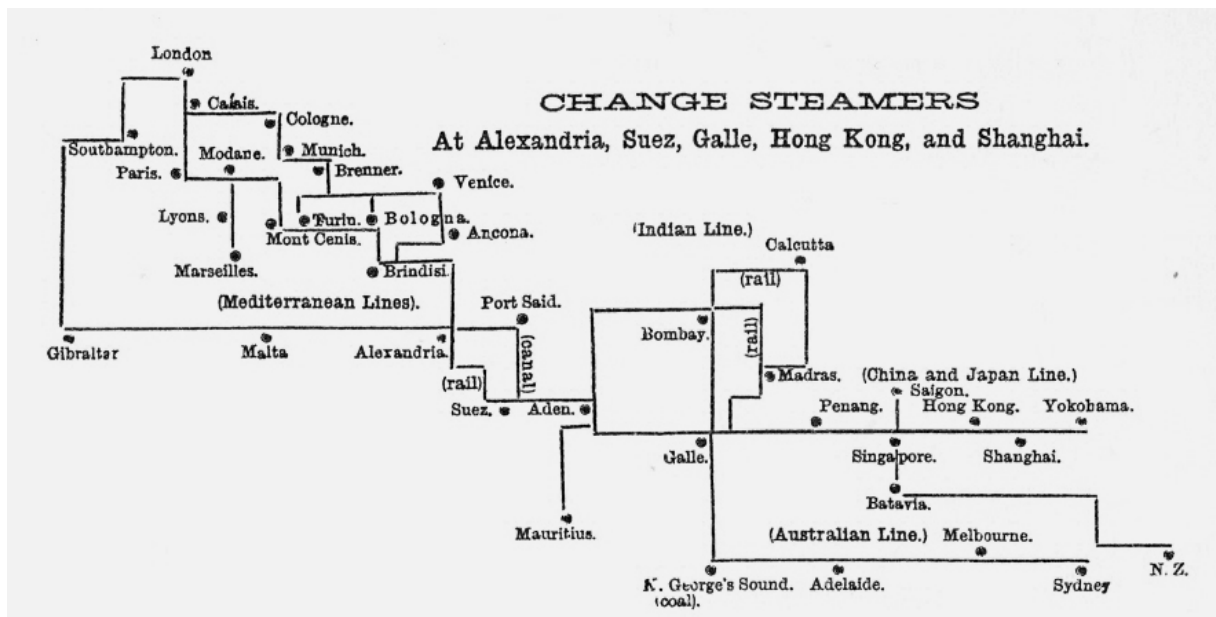


Abb. 4: George Bradshaw's »Skeleton Route I« für die Dampfschifffahrt in der Ausgabe von 1878/9.

gang von Schifffahrt zu Eisenbahnfahrt zunehmend nivelliert wird: Beide erlauben eine hinlänglich zuverlässige, beispielsweise von den Kontingenzen der Windverhältnisse weitgehend unabhängige Kalkulation der Fahrtzeit, um überhaupt Fahrpläne mit Anschlussprognosen ausgeben zu können.

Das Skript, das das Netzwerk regelt, ist der ›Welt-Netzplan‹ des Kursbuchs: Im 19. Jahrhundert entstehen im Zuge des Weltverkehrs mehrere solcher Kursbücher – das wichtigste darunter, mit dem tatsächlich eine Weltreise in ihrer Route und in ihrem Zeitbedarf genau planbar wird, ist George Bradshaws *Through route Overland Guide to India, and Colonial Handbook*.¹⁷ Im Unterschied zu den Navigationskarten und Routenbüchern der Frühen Neuzeit, die in ihrem praktischen Einsatz zur See oft strenger Geheimhaltung unterlagen und nur für die Piloten der Schiffe bestimmt waren, die eine bestimmte Route befuhren, sind Kursbücher frei verkäufliche Produkte für den Buchmarkt, die mit verhältnismäßig hohen Absatzzahlen in kurzen Abständen immer wieder aktualisiert wurden. Dennoch sind auch Kursbücher immer noch Ausdruck einer durch und durch kolonial geprägten geopolitischen Weltordnung. Im Vergleich zur Situation im

17. Jh. ist das Weltnetzwerk jetzt aber fest in britischer Hand; aus der Bedrohung des spanischen Weltreichs durch die – aus der Sicht der katholischen Mächte – gesetzlosen »Piraten« von einst ist die Möglichkeit geworden, im Zuge einer Weltumrundung die Ausdehnung des *British Empire* sowie der daraus hervorgegangenen Vereinigten Staaten von Amerika im wahrsten Sinn des Wortes zu ›erfahren‹.

Auch in Bezug auf den Weltverkehr des 19. Jahrhunderts ist ein Seitenblick auf Karten aufschlussreich: Der ›Weltverkehr‹ wird zumindest bis um 1900 herum Gegenstand vieler Weltkarten, die neben der physischen und der politischen Geographie auch beginnen, Telegraphen-, Schifffahrts- und Eisenbahnlinien zu verzeichnen und damit das Konzept des ›Weltverkehrs‹ synoptisch vor Augen führen – besonders aufschlussreich sind hier die Karten aus dem Verlagshaus Perthes im thüringischen Gotha, allen voran die »Allgemeine Weltkarte in Mercator's Projection« von Hermann Berghaus (dem Neffen von Heinrich Berghaus, dem Autor des *Physikalischen Atlas*), die erstmals 1859 erscheint (vgl. Abb. 3).

Im direkten Vergleich mit den frühneuzeitlichen Weltkarten sieht man, wie das frühneuzeitliche Theater der Erinnerung zur Matrix unendlich vieler Möglichkeiten geworden ist, einzelne Strecken von fahrplanmäßig verkehrenden Fortbewegungsmitteln zu einem Ganzen zu verknüpfen. Auffindbar sind diese Fahr-

16 Markus Krajewski: *Restlosigkeit: Weltprojekte um 1900*. Frankfurt/M. 2006, v.a. S. 23–63.

17 Vgl. die zeitlich nah an Vernes Roman liegende Ausgabe London: W.J. Adams 1878–1879.

planinformationen in Kursbüchern wie Bradshaws *Through Route Overland Guide*, die den Reisenden die Wahl der möglichen Routen durch Übersichtskarten und Netzpläne erleichtert (Abb. 4).

Einher mit der Normalisierung der Weltreise in ihrer tatsächlichen Durchführbarkeit geht jedoch paradoxerweise ihre Zurichtung zu einem besonderen literarischen Ereignis: Im Gegensatz zu Sigüenza y Góngora, bei dem die Weltumrundung des Alonso Ramírez nur implizit und vor der Folie einer rückblickenden, beispielsweise kartographischen Totalisierung überhaupt als solche wahrnehmbar wird, avanciert bei Jules Verne die Weltumrundung selbst zum eigentlichen Gegenstand der Erzählung. Zum narrativen Sujet des 1872 zunächst in täglichen Lieferungen im Feuilleton und dann 1873 in Buchform erschienenen Romans wird die Weltumrundung dabei durch den besonderen Einsatz des Faktors Zeit: Es geht nicht um das bloße Faktum der Reise um den Globus an sich, sondern um ihre Vollendung in einer ganz bestimmten Zeitvorgabe, auf deren Erfüllbarkeit gewettet wird und deren Realisierung bestimmte Erzählmuster bedingt. Bekanntlich entsteht das Romansujet aus einer Wette, und zwar aus der Wette auf die tatsächliche Umsetzbarkeit eines globalen Raum-Skripts, das der Roman folgendermaßen präsentiert:

De Londres à Suez par le Mont-Cenis et Brindisi, railways et paquebots.....	7 jours
De Suez à Bombay, paquebot.....	13 --
De Bombay à Calcutta, railway.....	3 --
De Calcutta à Hong-Kong (Chine), paquebot.....	13 --
De Hong-Kong à Yokohama (Japon), paquebot.....	6 --
De Yokohama à San Francisco, paquebot.....	22 --
De San Francisco New York, railroad.....	7 --
De New York à Londres, paquebot et railway.....	9 --
	—
Total.....	80 jours

(*Tour du monde*, Kap. 3, S. 49)

Jules Verne folgt der durch den zeitgenössischen Weltverkehr bestimmten Logik des weltliterarischen Raum-Skripts im *Tour du monde* mit einer erstaunlichen Konsequenz. Dies äußert sich z.B. darin, dass die ›Stationen‹ der Reise sozusagen ›im Vorübergehen‹ bzw. genauer: im Vorüberfahren überhaupt wahrgenommen

werden und der Handlungsträger Phileas Fogg zu einem in der Regel ebenso berechnenden wie berechenbaren ›Spielstein‹ eines weltumspannenden *parcours* wird. Es scheint fast so, als bestünde die eigentliche Arbeit Jules Vernes darin, sich möglichst präzise in ein Raum-Skript einzuschreiben.

Doch allein das wäre noch kein Romansujet – dies ergibt sich erst dadurch, dass in der exemplarischen Weltumrundung von Phileas Fogg und seinen Begleitern die ›Flexibilität‹ des Netzwerks ausgetestet wird: Spannung wird dadurch erzeugt, dass die Freiräume, die der das Handlungssyntagma organisierende Fahrplan lässt, zur Entfaltung eines Abenteuerparadigmas genutzt werden, das immer wieder zur Bedrohung der fahrplanmäßigen Ankunft wird – bekanntestes Beispiel ist wohl die Befreiung von Mrs. Aouda vom Scheiterhaufen in Indien (vgl. Kap. 13), die in einer der ›Spielräume‹ stattfindet, die der Zeitplan lässt. Prinzipiell stehen aber Reiseabenteuer im herkömmlichen Sinn und die Erfüllung des Raum-Skripts eher in einem Gegensatz zueinander. Neben der Ausgestaltung der Lücken im Fahrplan kommt es bisweilen jedoch auch zu einer anderen Form der narrativen Umsetzung des Raum-Skripts, die in der Dramatisierung von Bewegung selbst besteht.

Dies ist immer dann der Fall, wenn eine ›Lücke‹ in der fahrplanmäßigen Bewegung

entsteht. Verantwortlich dafür sind im *Tour du monde* meist die Momente, in denen die moderne, auf ›thermodynamischer‹ Verbrennungswärme beruhende Verkehrstechnik versagt und supplementär durch ältere, mit Wind- oder gar menschlicher bzw. tierischer Muskelkraft erzeugte Bewegung ersetzt werden muss: An die

Stelle der Eisenbahn tritt in Indien der Elefant, an die Stelle des Dampfschiffs in Ostasien das Segelschiff und an die Stelle der Eisenbahn in die USA das Gefährt eines ›Segelschlittens‹. Besonders die zuletzt genannte Episode im 31. Kapitel ist aufschlussreich für Vernes Umgang mit der Konnektivität von Weltnetzwerken: Nicht allein die Erfindung eines Segelschlittens, der wohl den Verne bekannten Berichten von Eisseglern in den USA im 19. Jahrhundert entlehnt ist, welche sich Wettrennen mit Eisenbahnzügen liefern, ist hierbei das Entscheidende, sondern die Art und Weise, wie Verne mitten in den ›Great Plains‹ des Mittleren Westens einen glatten, meeresartigen Raum entstehen lässt. Diese maritime ›Glättung‹ des terrestrischen Raums lässt sich als die heimliche Leit-Imagination des Reisens nach Maßgabe eines Raum-Skripts bei Jules Verne ansehen: Die Welt umrunden heißt für Verne, die Hindernisse für ein reibungsloses und umwegfreies Gleiten von Punkt A nach Punkt B aus dem Weg zu räumen, sodass eine Art von ekstatischer Konnektivität innerhalb der Netzwerke des Weltverkehrs möglich wird.

Anders als der Orientierungsverlust auf den Weiten des Meeres in den *Infortunios* dient die ›Glättung‹ des Raums bei Verne also dazu, um so zuverlässiger die Lücke schließen zu können, die ein fehlender Anschluss im vom Kursbuch bestimmten Reiseplan hinterlassen hat. Vernes an die Knappheit der Zeit sowie an den Rahmen der Wette gebundene Erzählung macht den *tour du monde* zur Aktualisierung eines weltliterarischen Raum-Skripts *par excellence*; selbst der abschließende ›coup de théâtre‹ des gewonnenen Tages am Schluss dient noch zur Einhaltung des Zeitplans – es ist in diesem Zusammenhang sicher nicht von ganz unerheblicher Bedeutung, dass Jules Verne die ›klassische‹ seit Magellan vorgegebene und auch von Alonso Ramírez' Weltumrundung beibehaltene Richtung der Fahrt nach Westen, bei der man in der Zeitrechnung einen Tag verliert, umkehrt und sie zu einer Fahrt nach Osten mit dem ›Gewinn‹ eines Tages werden lässt.

Natürlich handelt es sich bei Vernes Roman um einen ganz anderen Text als bei den *Infortunios de Alonso Ramírez* - vielleicht kann man aber unter Umständen genau diese Veränderung

im Umgang mit Raum-Skripten auch als Anerkennung der literaturprägenden Kraft solcher Skripte sehen: Raum-Skripte, so ließe sich abschließend die eingangs geäußerte Vermutung noch einmal untermauern, ermöglichen nicht nur den faktischen Vollzug einer Route samt deren nachträglicher Dokumentation, sondern sie eröffnen von Anfang an auch Spielräume für eine Formierung von ›Welt‹ als Gegenstand einer Herausforderung, die nicht nur im rechtzeitigen Umsteigen, sondern auch in der Verknüpfung der einzelnen Reisehandlungen zu einem narrativen Ganzen besteht. Die Erfüllung des Raum-Skripts ›Weltumrundung‹ wird also zunehmend zum expliziten Gegenstand und zum eigentlichen Ziel von ›Welt-Literatur‹ im 19. Jahrhundert. Was aus dieser Faszination an der Konnektivität von Weltnetzwerken im Zuge einer zunehmenden Individualisierung des Reisens im 20. Jahrhundert bzw. in Zeiten des inzwischen problemlos bei Fluggesellschaften buchbaren ›Round-the-World‹-Tickets wird, steht allerdings wieder auf einem ganz anderen Blatt.

Jörg Dünne

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um einen Ausschnitt aus dem Forschungsprojekt ›Weltfiktionen - Weltnetzwerke‹, das der Autor im Sommersemester 2011 als Fellow am Kulturwissenschaftlichen Kolleg der Universität Konstanz verfolgt hat.

Tagungsberichte

Kartengeschichtliches Kolloquium

Zürich, 15.–16. April 2011

Das Kolloquium zu Formen und Bedingungen kartographischer Sinnstiftung galt in erster Linie den Beziehungen zwischen kartographischer Tradition und textlicher Überlieferung sowie der Rolle von Kartographie bei der Herrschaftsausübung und im politischen Diskurs. Im konzentrierten Austausch zwischen jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Universitäten sowie Ingrid Baumgärtner (Kassel), Ute Schneider (Duisburg-Essen), Patrick Gautier Dalché (Paris) und Martina Stercken (Zürich) über laufende Forschungsvorhaben wurden dabei vor allem mittelalterliche und frühneuzeitliche Verhältnisse in den Blick genommen: Bettina Schöller (Zürich) thematisierte Karte und Text als medial unterschiedliche Möglichkeiten der Aufzeichnung, indem sie eine der berühmtesten Karten des späten Mittelalters, die Psalterkarte (nach 1264), mit einer zeitlich vorangehenden textlichen Beschreibung der Welt, der *Descriptio Mappae Mundi* (um 1135), verglich. Das unterschiedliche Funktionieren der beiden Informationsträger analysierend konnte sie zeigen, dass sich mit der Entfaltung scholastischer Denkweisen im 12. und 13. Jahrhundert nicht nur Welt Darstellungen zu immer reichhaltigeren Wissensspeichern entwickelten, sondern auch die enzyklopädische Karte als gezielt und schnell erfassbare Form der Wissensvermittlung entdeckt wurde. Die Frage nach den Relationen zwischen Texten und Karten wurde in anderer Weise mit dem Beitrag von Almut Breidenbach (Münster) akzentuiert, die nach der Bedeutung einer schematischen Weltkarte fragte, die einem Lehrgedicht im Rahmen der sogenannten *Ver-mahnung der geistlichen und weltlichen Stände Deutschlands*, einer süddeutschen Sammelhandschrift des 15. Jahrhunderts, beigelegt ist. Wie ebenfalls in den Text integrierte Elemente aus

Schachzabelbüchern, Totentanz-Darstellungen und dem Artes-Zyklus vermuten lassen, steht die kartographische Darstellung hier für den Raumbezug eines hochkomplexen Gesellschaftsentwurfs. Die hier anklingende politische Bedeutung von Karten war explizit Gegenstand der Beiträge von Stefan Fuchs (Zürich) und Johanna Welzel (Würzburg), die von Regionalkarten des ausgehenden Mittelalters beziehungsweise der Frühen Neuzeit ausgingen. An Beispielen der Zeit um 1500 und aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben diese nicht nur die bildlichen und textlichen Strategien der Sichtbarmachung herrschaftlicher Interessen auf kartographischen Darstellungen vor Augen geführt, sondern auch eine Diskussion um die Funktion von Landkarten bei der Vermittlung von Herrschaft entfacht, die zwischen pragmatisch-technischen und repräsentativ-legitimatorischen Aspekten oszillierte. Timo Celebi (Essen) schließlich brachte aktuellere politische Diskurse um die Bedeutung von Kartographie in die Diskussion ein und befasste sich mit der Neubenennung der Universität Duisburg, die in einem längeren Auswahlprozess 1994 den Kartographen und Fachgrenzen überschreitenden Gelehrten Gerhard Mercator zur identitätsstiftenden Symbolfigur wählte.

Stefan Fuchs, Bettina Schöller

Theorien und Konzepte charismatischer Übertragung

Zürich, 21.–22. Mai 2011

Die Frage nach Übertragungsbeziehungen zwischen einem charismatischen Führer und seinem Gefolge in literarischen Texten, Bildern oder anderen Medien führt zu den zeitgenössischen Konzepten und Vorstellungen von Charisma wie auch zu den Prozessen, in denen es entsteht und sich überträgt. Der im Rahmen des

Projekts ›Charismatische Übertragungen‹ von Michael Gamper und Karl Wagner organisierte Workshop zu den Theorien und Konzepten jener charismatischen Übertragungen sollte eben dieser Frage nachgehen. Die Veranstaltung hatte zum Ziel, ausgehend von diskurs- und imaginationsgeschichtlichen Ansätzen die vorwiegend im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen theoretischen Texte zu den Übertragungsbeziehungen zwischen einem hervorragenden Einzelnen und den von ihm beherrschten Vielen zu fokussieren. Neben der Figur des ›großen Mannes‹ wurden ebenso seine Gegen- und Nebenfiguren thematisiert, wie auch die Darstellung des sozialen ›Ganzen‹, also die Beziehungen der Anhänger eines Führers untereinander und zu ihm. Unweigerlich geriet dabei die Kategorie der ›Anerkennung‹ einer charismatischen und großen Persönlichkeit in den Blick. Dieser Begriff, dem im Rahmen von Max Webers Charismakonzept eine Schlüsselrolle zukommt, fungierte in den Diskussionen als wichtiger Referenzpunkt sämtlicher Konzepte und Theorien von Übertragung.

Trotz der sehr heterogenen Textlektüren konnten langfristige Entwicklungslinien der Theorien zum ›großen Mann‹ und deren Ablösung durch massenpsychologische Ansätze erarbeitet und dabei einige wesentliche Akzente gesetzt werden. Im Beitrag von Lucia Ruprecht etwa zur Figur des Virtuosen bei Heinrich Heine wurde die Frage gestellt, ob dieser als entlarvter Charismatiker zu verstehen sei und wie die Analogie von Musik und Politik als Bewährungsfeld betrachtet werden kann. Eine andere Perspektive eröffneten die Vorträge, die sich der wissenschaftlichen Vertiefung von Übertragungsprozessen widmeten. So analysierte Eva Johach in ihrem Beitrag zur Insekten-Soziogenese bei Alfred Espinas dessen Versuch, von der Biologie ausgehend eine Soziologie aufzubauen. Michael Gamper zeigte anhand des Beispiels von Jean Luys *La foule criminelle*, wie die oftmals mit Metaphern und Vergleichen aus den Bereichen der Elektrizität und des Magnetismus beschriebenen Übertragungsvorgänge konkretisiert wurden. Im Beitrag von Lucas Gisi wurde mit Wilhelm Lange-Eichbaums *Genie, Irrsinn und Ruhm* der Versuch analysiert, eine mathematisierte und formalisierte Erfassung von Ruhm darzustellen. Dieser Text, in dem das diffuse begriffliche Feld mit scheinbar präzisen Termini und Formeln beschrieben wird, kann als weite-

rer Beleg angeführt werden für die Problematik des Beschreibens der großen Persönlichkeiten und ihrer charismatischen Wirkung auf die Masse wie auch für das Bestreben, die Unklarheiten dieses Phänomens zu bewältigen. Mit dem von Albert Kümmel-Schnur eingeführten Ausschnitt aus Roy Wagners *The Fractal Person* wurde deutlich, dass die Probleme des Sprechens über das außerordentliche Individuum auch gegen Ende des 20. Jahrhunderts ungelöst sind und die Texte mit Hilfe anderer wissenschaftlicher Paradigmen eine Evidenz suggerieren wollen. Die von Roy Wagner angeführte fraktale Geometrie fungiert dabei ebenso als Rekursfeld für virulente Erklärungsnotwendigkeiten wie die Elektrizität in den hundert Jahre älteren Ansätzen. Dem literarischen Abbau von Charisma widmete sich schliesslich der Beitrag von Karl Wagner zu Ernst Jandls Gedicht *ode auf N* und Lord Byrons *Ode to Napoleon*, der zugleich einen Ausblick für die Behandlung des Themas in der literarischen Bearbeitung des 20. Jahrhunderts bot.

Wesentliche Erkenntnis der Auseinandersetzung mit Übertragungen war, dass die Texte mit Leerstellen des Wissens operieren müssen und nur rhetorisch sowie argumentativ versuchen können, eine gewisse Evidenz und Plausibilität herzustellen. Dies zeigte sich gerade im Fall der Naturkräfte (beispielsweise Magnetismus, Elektrizität), bei denen die Wissenschaft nicht beweisen konnte, dass sie Träger der Übertragung sind. Gleichzeitig wurde herausgestellt, dass die Verwendung bestimmter Begriffe in vielen Texten zwischen metaphorischer, vergleichender und konkreter Rede changiert. Genau diese Ebenen- und Perspektivenwechsel der Texte erschweren das Verständnis und die semantische Erschließung einzelner Begriffe sowie die luzide Darstellung von Konzepten erheblich. Dieses Oszillieren zwischen möglichen Bedeutungen ist denn auch nur in einer historisierenden Perspektive zu verstehen, welche die produktionsästhetischen Schwierigkeiten, die genannten Wissenslücken, mitbedenkt.

Stephan Baumgartner

Codex und Konversion: Augustinus, Petrarca, Descartes, Faust ...

Workshop im Rahmen des Doktoratsprogramms ›Medialität in der Vormoderne‹ mit Prof. Dr. Christopher Wild (Chicago/Konstanz) und Prof. Dr. Christian Kiening (Zürich), Zürich 24. Mai 2011

Religiöse Bekehrungen ereignen sich niemals unvermittelt. Dass in Erzählungen von christlichen Konversionen das Medium Buch eine eminent wichtige Rolle spiele, lasse sich anhand zentraler Konversionsgeschichten aufzeigen – so lautet die faszinierende These des Literaturwissenschaftlers Christopher Wild, die er im Rahmen eines halbtägigen Gast-Workshops zur Diskussion stellte: Als Augustinus den geheimnisvollen Worten *Tolle, lege!* folgend das Neue Testament zur Hand nimmt, aufschlägt und darin liest, ist die Bekehrung des Kirchenvaters besiegelt. Unter anderem wurde auch diese berühmte Szene aus dem 8. Buch der *Confessiones* im Rahmen des Workshops einlässlich gelesen und die medientechnische Spezifik des Codex in ihr beleuchtet. Im Gegensatz zum Rotulus sei nämlich in spätantiker Zeit gerade der Codex als ein spezifisch christliches Medium verstanden worden, dessen mögliche Mobilität und potentielle Fragmentierbarkeit von Texten ihn darüber hinaus zu einem besonders wirksamen Konversionsmedium machten.

Das Gespräch mit dem Komparatisten Wild drehte sich aber auch um Auszüge aus verschiedenen späteren Texten, beispielsweise Petrarcas *Besteigung des Mont Ventoux*, Leibniz' *Theodicee* und auch Goethes *Faust*. Der Gast hat diesen Autoren luzide Lektüren gewidmet, die nachzuverfolgen er die Anwesenden einlud: Auch in diesen Texten werde der Topos der *apertio libri* aufgegriffen, indem das Buch als ein Medium besonderer Textdynamisierung inszeniert werde. Weitere Beispiele aus der Frühen Neuzeit rundeten die ›Mediengeschichte der Bekehrung‹ ab. Der technischen Spezifik des Codex sei es zu verdanken, dass mitunter sogar für zeitgenössische Leser bestimmte Handlungen provoziert und die Lektüre als ein Ereignis der Bekehrung aufgeladen werden könne.

So enthalte, wie Wild vorführte, das Emblem-buch *Veridicus Christianus* (1601) von Jan David eine Lotterie-Scheibe, um das Lesen einzelner Bibelstellen als schicksalsträchtigen, jeweils individualisierten Dialog zwischen ›heiligem Text‹ und Leser zu gestalten.

Cornelia Herberichs

Rezensionen

R. Murray Schafer: Die Ordnung der Klänge. Eine Kulturgeschichte des Hörens. Übersetzt und neu herausgegeben von Sabine Breitsameter. Mainz: Schott 2010. 448 Seiten.

Was muss ein Buch mitbringen, damit es mehr als 30 Jahre nach seinem ersten Erscheinen zum zweiten Mal ins Deutsche übersetzt wird und als seriöses Hardcover, versehen mit einem umfangreichen Herausgebervorwort neu herausgebracht werden kann? Manchmal reicht ein Begriff: »soundscape«. R. Murray Schafers *The Soundscape. Our Sonic Environment and the Tuning of the World* eröffnete 1977 eine neue Ära der Reflexion über Klang, Kultur, Wissenschaft und das richtige Leben im Falschen. In einem wilden Mix aus bildungsbürgerlichen Lesefrüchten, physikalischer Akustik, soziologischer Terminologie und New-Age-Kitsch entwarf der kanadische Komponist und Klangforscher ein Modell zur Erfassung, Deutung und Bewahrung der menschlichen Klangumwelt. Der titelgebende Begriff selbst – *soundscape* – war dabei die größte Innovation. Erstmals wurde das Ganze der akustischen Umgebung des Menschen von banalsten Alltagsgeräuschen über die Klänge der Natur bis hin zu höchst artifiziellen musikalischen Kunstwerken gemeinsam als ein vernetztes System »vernommener Geschehnisse« (S. 42) analysiert: »die Welt als eine makrokosmische musikalische Komposition« (S. 38). Die klangliche Umwelt, so Schafers Credo, sei nicht einfach da, sondern ein Produkt menschlicher Aktivitäten in der Geschichte und damit aktiv gestaltbar. »*Soundscape*« erwies sich in der Folge als Zauberwort, das akademische Studien über Klang bis zum heutigen Tag prägt. Nicht immer frei von Eklektizismus arbeiten sich *sound studies*, auditive Medienkulturwissenschaft, Klanggeschichte und sogar Musikwissenschaft an Schafers Modell ab, variieren es, bauen es aus, verwerfen es oder übernehmen der Einfachheit und Griffigkeit halber nur den Begriff: »soundscape«.

Ein epochales Buch also für ein kleines, aber wachsendes Forschungsfeld. Was aber genau lei-

stet Schafers Werk für heutige Fragestellungen zur Medialität des Klanglichen? Zunächst lässt sich seine Zeitverhaftetheit kaum leugnen. Die Herausgeberin Sabine Breitsameter leistet in ihrem Vorwort hier eine wichtige Einordnung. Schafer hatte seit Beginn der 70er Jahre zusammen mit einigen Mitstreitern an der Simon Fraser University das »World Soundscape Project« ins Leben gerufen, das sich der Inventarisierung und Interpretation verschiedenster Klangumwelten, von der urbanen Welt Vancouvers über bretonische Dörfer bis hin zu den einsamen Wäldern Nordkanadas, widmete. Explizites Ziel der mikrofonbewaternten Gruppe war die Aufzeichnung und Präservierung klanglicher Vielfalt in einem Zeitalter zunehmender akustischer Globalisierung und Vereinheitlichung. Dieser klangökologische Impetus inspirierte auch Schafers pädagogische Bemühungen zur Wiedergewinnung einer in der urbanen Umgebung verloren gegangenen akustischen Sensibilität, zu der er ganze Trainingsprogramme entwarf (»ear cleaning«). Schafers Programm mündet in dem Entwurf eines Akustikdesigns, das manche Klänge »erhalten, fördern, vervielfältigen« und die »langweiligen und destruktiven Laute [...] aus der Welt schaffen« (S. 336) möchte.

Dieser dichotomische Furor im Dienste des akustischen Umweltschutzes ist sicher gleichermaßen naiv und fragwürdig. Zugleich enthält die Unterscheidung in gute, nämlich bedeutungsträgende Klänge und redundante, destruktive Klänge aber das größte analytische Potential. Klänge sind für Schafer Bedeutungsträger und Kommunikationsmedien, hier inspiriert von seinem Kollegen und Freund Marshall McLuhan: »[D]as akustische Erscheinungsbild einer Gesellschaft [kann] als Indikator für die sozialen Verhältnisse gelesen werden.« (S. 41) Sie sind damit eminent historische Gegenstände. So widmet Schafer den umfangreichen ersten Teil seines Buches der Rekonstruktion verklungener »soundscapes«. Dabei entwickelt er eine eigene analytische Systematik. Das Zusammenspiel von Grundlauten (*key-note sounds*), Signalen (*signals*) und Lautmarken

(*sound marks*) bestimmt den historisch wandelbaren Charakter eines soundscapes. Dieser Wandel gestaltet sich Schafer zufolge als Entwicklung von einem vormodernen »Hi-Fi-soundscape« zu einem modernen »Lo-Fi-soundscape«. Während Hi-Fi-Umgebungen wie die vorindustrielle Natur für Schafer »ein günstiges Verhältnis von Signal und Rauschen« auszeichnet und »einzelne Laute deutlich [werden], weil der Pegel der Umweltgeräusche niedrig ist«, werden in einer Lo-Fi-Situation wie der modernen Stadt »die einzelnen akustischen Signale überdeckt von einer übermäßig verdichteten Anhäufung von Lauten.« (S. 91). Für Schafer stellt sich der Weg von Hi-Fi zu Lo-Fi als eine akustische Verlustgeschichte dar, in welcher der Reichtum und die Differenzierungskraft des vormodernen Hörens im Gebraus der industriellen, medialisierten und »schizophonen« (S. 162) Moderne verloren gegangen ist.

Den Nachweis dieser akustemologischen Meistererzählung erbringt Schafer vor allem mit Hilfe einer Fülle von literarischen Quellen, die ihm als Medien vergangener Klangwirklichkeiten dienen. Dies eine »Kulturgeschichte des Hörens« zu nennen, wie es der Untertitel der Neuausgabe tut, verfehlt den Reflexionsstand heutiger Kulturgeschichtsschreibung um etwa ein Jahrhundert und war also schon 1977 hoffnungslos veraltet. Auch geraten Schafers akustische Kulturmorphologien häufig ins Spekulative, wenn er etwa das Auftreten spezifischer musikalischer Charakteristika der Wiener Klassik mit dem Klang von Kutschen kurzschließt. Dessen ungeachtet finden sich in Schafers Erzählung unzählige originelle und bedenkenswerte Einzelbeobachtungen, etwa zum Glockenklang als akustischer Kommunikation (später fulminant aufgegriffen von Alain Corbin) oder zum Zusammenhang der Entwicklung von städtischem Lärm und modernem Konzertwesen.

Die Ordnung der Klänge teilt mit Büchern wie Le Roy Laduries *Montaillou* oder McLuhans *Gutenberg-Galaxis* die Eigenart, überaus anregend zu sein, obwohl das meiste in ihnen empirisch fragwürdig, argumentativ problematisch oder ideologisch heikel ist. Schafers Begriff des »soundscape« bietet ebenso wie seine Unterscheidung in Hi-Fi und Lo-Fi überhaupt erst einmal eine Handhabe, historische Klänge als dynamische, kommunikative Systeme und soziale Aneignungen zu thematisieren. Man muss nicht mit dem Verlag der Meinung sein, seine Analysen

seien »heute aktueller denn je« (Umschlagtext), um anzuerkennen, dass es sich lohnt, sich diese Leistungen auch nach mehr als 30 Jahren wieder in Erinnerung zu rufen.

Jan-Friedrich Missfelder

Markus Kuhn: Filmnarratologie. Ein erzähltheoretisches Analysemodell. Berlin/ New York: De Gruyter 2011. 410 Seiten.

Seit geraumer Zeit ist der Trend zu beobachten, dass die Erzähltheorie aus ihrem vermeintlich natürlichen Habitat – der Literaturwissenschaft – ausbricht und sich in anderen Fachbereichen ansiedelt. Dass Geschichten nicht nur mit sprachlichen, sondern auch visuellen und (non-verbale) akustischen Mitteln erzählt werden können, ist lange bekannt. Die Erschließung und Entschlüsselung solcher Phänomene und deren Vergleich mit klassisch-verbaler Narration ist die Aufgabe der international prosperierenden transmedialen Narratologie.

In der Filmwissenschaft existieren explizit narratologische Studien seit den 1980er Jahren; grundlegende Arbeiten sind bis dato jedoch nur in Frankreich und Amerika erschienen. Im deutschsprachigen Raum stellt Markus Kuhns Monografie den ersten Entwurf einer umfassenden Filmnarratologie dar.

Nach den einleitenden Kapiteln zur Methodik und zum Transfer von sprachlich basierten zu transmedialen Kategorien diskutiert Kuhn im dritten Kapitel die Frage der »narrativen Instanz« im Film. Wie die meisten (aber nicht alle) FilmnarratologInnen argumentiert auch Kuhn für die Notwendigkeit des Postulats einer solchen Instanz als Quasi-Quelle der Erzählung. Was bei Seymour Chatman »cinematic narrator« heißt, wird von Kuhn ausdifferenziert in eine visuelle Erzählinstanz (VEI) und eine oder mehrere fakultative sprachliche Erzählinstanzen (SEI). Damit trägt er dem Umstand Rechnung, dass viele Filme nicht nur über Bilder und Töne erzählen, sondern auch Erzählerstimmen (Voice-Over) oder Zwischentitel verwenden. Anders als etwa André Gaudreault und François Jost geht er dabei nicht von einem prinzipiellen Dominanzverhältnis eines »mega-narrateur filmique« gegenüber dem möglichen »sous-narrateur verbal« aus, sondern konstruiert VEI und SEI unabhängig

voneinander, so dass prinzipiell unterschiedliche Dominanzverhältnisse und Beziehungen zwischen beiden (disparat, komplementär, polarisierend oder überlappend) möglich sind.

Allerdings wirft die Trennung von visueller und sprachlicher Erzählinstanz auch Probleme auf. So stellt sich die Frage, welche narrativen Ressourcen in diesem Modell der VEI zugeschrieben werden. Nach Kuhn erzählt sie hauptsächlich über den Einsatz von Kamera und Montage. Die *Mise en scène* wird von ihm zwar als prinzipiell auch narrations-unterstützend angesehen (S. 90ff.), bleibt in ihrer Rolle aber seltsam ambivalent. So schreibt er: »Es gibt keine filmische Erzählung ohne etwas, das zum Zweck des Films vor der Kamera aufgebaut oder inszeniert wurde bzw. tatsächlich vor der Kamera geschehen ist und die *Gegebenheiten* der Geschichte bildet«, abstrahiert von dieser Einsicht im Verlauf des Buchs jedoch zunehmend. Ein anderes Problem besteht in der in Kuhns Modell unterbestimmten Rolle des Dialogs. Leicht wäre nachzuweisen, dass im klassischen Spielfilm der Dialog zwischen Figuren oft der Hauptträger narrativer Information schlechthin ist. Gerade dieser rutscht jedoch aus Kuhns Instanzen-Modell praktisch heraus, bekommt jedenfalls nicht den ihm gebührenden Platz.

Das Problem hängt letztlich daran, dass sich Kuhn für die Modellierung der Erzählinstanz(en) nicht zwischen zwei möglichen Alternativen entscheidet. Entweder ließen sich diese als Vermittlerinstanz zwischen den ZuschauerInnen und der dann als der Erzählung vorgängig imaginierten Diegese verstehen. Oder der gesamte Entwurf der fiktionalen Welt wird selbst noch der Instanz zugerechnet. In diesem Fall wäre ihre narrative Tätigkeit jedoch nicht auf die Kamera- und Montagearbeit beschränkt, sondern würde sämtliche Transformationsstufen des realen Produktionsprozesses betreffen (vom Entwurf des Plots über die Auswahl der Locations, der Kostüme etc.). In diesem Fall wäre es auch nicht mehr notwendig, die Instanz vom realen FilmemacherInnenkollektiv zu unterscheiden. Vielmehr ließe sich letzteres selbst als Quelle der Narration verstehen, die den Filmtext derartig gestaltet, dass es den ZuschauerInnen möglich ist, ihm die zur Konstruktion einer Geschichte notwendigen Informationen zu entnehmen.

Erhellend ist Kuhns Kapitel zur Fokalisierung, also der Erzählperspektive, die er, wie an-

dere FilmnarratologInnen vor ihm, von der rein optischen Perspektive zunächst entkoppelt, um sie zu dieser dann wieder in Beziehung setzen zu können. Für die optische Perspektive, also die Frage, mit welcher Figur wir im wörtlichen Sinn auf die diegetische Welt blicken, nutzt er den Terminus ›Okularisierung‹ von François Jost, um diese von der Fokalisierung im weiteren Sinn (mit welcher Figur erleben wir die Geschichte, wessen Informationsstand teilen wir und in welchem Maße) abgrenzen zu können. Allerdings bleibt die Frage offen, ob der Neologismus ›Okularisierung‹ gegenüber der filmwissenschaftlich etablierten Kategorie des *Point-of-View* (Edward Branigan) deutlichen epistemischen Mehrwert besitzt.

Auch die Übertragung der zeitlichen Kategorien (Ordnung, Dauer, Frequenz) des Genett'schen Modells auf den Film erweist sich als produktiv (und besitzt viele Übereinstimmungen zu Bordwells entsprechendem Kapitel in *Narration in the Fiction Film*).

Insgesamt wird der komplexe terminologische Apparat Kuhns für narratologische Filmanalysen fraglos hilfreich sein, weil er Feinbestimmungen erlaubt, die ohne ihn nicht möglich wären. Darüberhinaus könnte Kuhns grundlegender filmnarratologischer Entwurf für die gesamte transmediale Erzählforschung wichtige Impulse liefern.

Guido Kirsten

Neuerscheinungen 2011/2012

Sabine Griese

Text-Bilder und ihre Kontexte. Medialität und Materialität von Einblatt-Holz- und -Metallschnitten des 15. Jahrhunderts

MW 7 672 S. 66 Abb. Geb. CHF 68.00/EUR 52.50, ISBN 978-3-0340-0936-2

Marcus Sandl

Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation

MW 18 600 S. 20 Abb. Geb. CHF 68.00/EUR 55.50, ISBN 978-3-0340-1018-4

Ingrid Baumgärtner, Martina Stercken

Herrschaft verorten. Politische Kartographie des Mittelalters und der frühen Neuzeit

MW 19 ca. 320 S. ca. 10 Abb. Br. ca. CHF 48/ca. EUR 35.50, ISBN 978-3-0340-1019-1

Johanna Thali

Schauliteratur. Historische Formen und Funktionen literarischer Kommunikation in Text und Bild

MW 20 ca. 300 S. ca. 50 Abb. Br. ca. CHF 58/ca. EUR 43, ISBN 978-3-0340-1020-7

Sabine Sommerer

Die Camera d'Amore in Avio. Wahrnehmung und Wirkung profaner Wandmalereien des Trecento

MW 21 ca. 250 S. 81 Abb. Br. ca. CHF 38.00/ca. EUR 28.00, ISBN 978-3-0340-1021-4

Christian van der Steeg

Wissenskunst. Adalbert Stifter und Naturforscher auf Weltreise

MW 22 228 S. Br. CHF 38.00/ EUR 28.00, ISBN 978-3-0340-1022-1

Veranstaltungen

Weitere Informationen unter <http://mediality.ch/veranstaltungen.php>

Kolloquium HS 2011 ›Zeit. Mediologische Perspektiven‹

Universität Zürich, Karl-Schmid-Str. 4, KO2-F-175, jeweils 18.15 Uhr

4. Oktober

›Was ist eine Akte? Überlegungen im Anschluß an Cornelia Vismann‹, Prof. Dr. Erhard Schüttpelz (Siegen)

18. Oktober

›Die Zeit der Dinge‹, Prof. Dr. Dorothee Kimmich (Tübingen)

8. November

›Deleuze, die Zeit und der Film‹, Prof. Dr. Lorenz Engell (Weimar)

22. November

›Medialität als Nachträglichkeit‹, Prof. Dr. Anna Tuschling (Bochum)

6. Dezember

›Zeitformen der Medientheorie‹, Prof. Dr. Rainer Leschke (Siegen)

13. Dezember

›Im Medium der Zeit‹, Prof. Dr. Caroline Arni (Basel)

Veranstaltungen

14. November 2011, Aula der Universität Zürich, Rämistrasse 71, 19.30 Uhr

Antrittsvorlesung PD Dr. Andreas Nievergelt ›Fundstätte St. Gallen - Neues zum ältesten Deutsch‹

24. Februar 2012, Istituto Svizzero, Venezia

Kolloquium ›Gli Angeli di Caravaggio‹, Veranstalter: Prof. Dr. Victor Stoichita

14.–17. März 2012, Schloss Überstorf

Internationales und interdisziplinäres Colloquium ›Diagramm und Text. Diagrammatische Strukturen und die Dynamisierung von Wissen und Erfahrung‹, Veranstalter: Prof. Dr. Eckart Conrad Lutz, Vera Jerjen lic. phil., Dr. Christine Putzo

Tagungen

27./28. Oktober 2011, Universität Zürich

›Performance of old Norse Myth and Rituals. An interdisciplinary Conference on Nordic Mythology‹
Veranstalter: Prof. Dr. Jürg Glauser (Zürich), Lukas Röslí lic. phil. (Zürich)

20./22. November 2011, Deutsch-Italienisches Zentrum, Lovenjo di Menaggio, Italien

›Religion in der Differenz. Der andere Horizont des Religiösen in der Frühen Neuzeit‹
Veranstalter: Prof. Giuliana Parotto (Trieste), Prof. Dr. Marcus Sandl (Zürich), Prof. Dr. Rudolf Schlögl (Konstanz)

2./3. Dezember 2011, Universität Kassel

›Kartengeschichtliches Kolloquium II‹
Veranstalter: Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner (Kassel), Prof. Dr. Martina Stercken (Zürich), Prof. Dr. Ute Schneider (Essen), Prof. Dr. Patrick Gautier-Dalché (Paris)

Veranstaltungen im Rahmen des Doktoratsprogramms ›Medialität in der Vormoderne‹

<http://www.mediality.ch/doktoratsprogramm>

25. November 2011, 13.00–17.00

Workshop ›Forschungsanträge schreiben‹

mit Prof. Dr. Carmen Cardelle und DozentInnen der Projekt- und Personenförderung der Universität Zürich